

# Zum Problem der moralischen Rechtfertigung der reiterlichen Nutzung des Pferdes

Heinz Meyer

Würselen

**Zusammenfassung:** Stimmen, die nicht nur bestimmte Arten des Reitens, sondern den Einsatz des Pferdes unter dem Sattel generell moralisch in Frage stellen, scheinen derzeit lauter zu werden. Sie tun dies meist mit dem Argument, die verbreiteten Weisen der reiterlichen Nutzung gingen in aller Regel mit Leiden und/oder Schäden des Equiden einher, nämlich mit einer Belastung, die durch den Verzicht auf die Einbeziehung des leidensfähigen Lebewesens in die Freizeitgestaltung des Menschen vermieden werden könnte und vermieden werden sollte. Ebenso wie die Gegner rechtfertigen die Befürworter der Nutzung des Pferdes durch den Menschen ihr Plädoyer und ihr praktisches Handeln mit religiösen, philosophischen und/oder naturrechtlichen Doktrinen. Als Hintergrund der derzeit verbreiteten Argumentationen werden solche Lehrmeinungen hier im Überblick dargestellt. Zudem wird auf Aussagen von Reitmeistern und Veterinärmedizinern hingewiesen, die den Dienst des Pferdes unter dem Sattel bei „richtigem“ Vorgehen als unschädlich oder gar – im Sinne eines physischen Trainings – als förderlich für die Gesundheit und das Wohlbefinden erläutern. Solchen Auffassungen werden veterinärmedizinische Statements gegenübergestellt, die Beeinträchtigungen des Tierwohls als mehr oder minder übliche Auswirkungen der Nutzung konkret benennen. Die Mehrzahl der Stellungnahmen für oder gegen die Verwendung des Pferdes unter dem Sattel geht von bestimmten Interessen und/oder von ideologischen Auffassungen der Mensch-Tier-Beziehung aus. Dementsprechend beruft sie sich meist selektiv auf die Folgen der Nutzung sowie auf die des Verzichts auf eine solche. Zur Überwindung der interessengeleiteten sowie der ideologischen Argumentationen wird hier eine differenzierte veterinärmedizinische Forschung vorgeschlagen, die sich der komplexen Aufgabe stellt, die im Hinblick auf die Gesundheit und das Wohlbefinden eufunktionalen sowie die in dieser Hinsicht dysfunktionalen Auswirkungen der reiterlichen Nutzung zu ermitteln, eine Art Bilanz der verschiedenen Auswirkungen zu erstellen, gleiches für die natürliche respektive die sogenannte „naturnahe“ Haltung zu tun und so einen Vergleich der beiden Existenzweisen des Pferdes zu ermöglichen. Zu diesem Zweck wird angeregt, in den ersten Stadien einer solchen (umfangreichen) Forschung ein kritisches Resümee der bereits vorliegenden veterinärmedizinischen Aussagen zu den beiden Existenzmodi zu erarbeiten. Der Entwurf dieses Projekts geht – trotz der Respektierung der diversen mit ihm verbundenen Schwierigkeiten – von der Erwartung aus, eine solche Recherche könne einen Beitrag zur Ablösung der ideologischen Argumentationen durch die empirisch-rationale Analyse leisten.

**Schlüsselwörter:** reiterliche Nutzung des Pferdes, Rechtfertigung der Nutzung, Leiden, Schäden, Tierwohl, Tierschutz, menschliche Motivation, Egoismus, Altruismus

---

## Problems concerning the ethical justification of the equestrian use of the horse

Voices that not only morally question certain types of riding, but also the use of the saddled horse generally, seem to be getting louder at the moment. They usually do so with the argument that the widespread forms of equestrian use are generally accompanied by suffering and/or damage to the equine, specifically by a burden that could and should be avoided by refraining from involving the creature with the capacity to suffer in human leisure activities. Similar to their opponents, the proponents of the use of the horse by humans justify their arguments and practical actions with religious, philosophical and/or natural law doctrines. Such doctrines are presented here in an overview as a background to the currently widespread argumentation. In addition, reference is made to statements by riding masters and veterinarians who explain the service of the saddled horse as harmless or even – in the sense of physical training – as beneficial to health and well-being if done “correctly”. Such views are contrasted with veterinary statements that specifically name adverse effects on animal welfare as more or less common effects of use. The majority of statements for or against the use of the saddled horse are based on certain interests and/or on ideological views of the human-animal relationship. Accordingly, they mostly selectively invoke the consequences of use as well as those of refraining from it. In order to overcome the interest-based and ideological argumentation, a differentiated veterinary research is proposed here, which takes on the complex task of determining the eufunctional and dysfunctional effects of equestrian use in terms of health and well-being, to draw up a kind of balance sheet of the various effects, and to do the same for natural and so-called “near-natural” husbandry respectively, thus, enabling a comparison of the two modes of equine existence. With this in mind, it is suggested that a critical résumé of the veterinary statements already available on the two modes of existence be drawn up in the first stages of such (extensive) research. The outline of this project – despite respecting the various difficulties associated with it – is based on the expectation that such research could contribute to replacing ideological argumentation with empirical-rational analysis.

**Keywords:** equestrian use of the horse, justification of use, suffering, damage, animal welfare, animal protection, human motivation, egoism, altruism

---

**Zitation:** Meyer H. (2022) Zum Problem der moralischen Rechtfertigung der reiterlichen Nutzung des Pferdes. *Pferdeheilkunde* 22, 436–461; DOI 10.21836/PEM20220505

**Korrespondenz:** Prof. Heinz Meyer, Am Wisselsbach 22, 52146 Würselen

**Eingereicht:** 8. Mai 2022 | **Angenommen:** 16. Mai 2022

Veranlasst werden die vorliegenden Überlegungen von der markanten Divergenz zwischen einer insbesondere im Hochleistungssport intensiven reiterlichen Nutzung des Pferdes einerseits und dem weitgehenden Verzicht auf einen Einsatz des Equiden unter dem Sattel andererseits. Letzterer beinhaltet nicht selten, ein Pferd zu besitzen, es vergleichsweise „naturnah“ zu halten, es regelmäßig in seinem Lebensraum aufzusuchen, nur gelegentlich oder nur streckenweise auf seinem Rücken Platz zu nehmen, sich mit der affektiv-emotionalen Nähe bei einem gemeinsamen „Spaziergang“ zu beschränken und derart eine „Partnerschaft“ zu kultivieren. Unabhängig von quantifizierten empirischen Untersuchungen lässt sich der Eindruck gewinnen, die Pferdehaltung ohne oder mit nur gelegentlicher reiterlicher Nutzung habe in der jüngeren Vergangenheit zugenommen, die Zahl der Besitzerinnen und Besitzer, die einen derartigen „Umgang“ mit einem, mit ihrem Pferd dem (leistungs)sportlichen Einsatz vorziehen, sei gewachsen. Verbunden ist die skizzierte Verwendung häufig mit bestimmten Auffassungen über die moralische respektive die ethische Berechtigung des Menschen, sich auf den Rücken des empfindungsfähigen Lebewesens zu schwingen und dieses mit bemerkenswert großem reiterlichem Einsatz zu Leistungen zu veranlassen, die über die Art und das Ausmaß von dessen natürlicher Bewegungsbereitschaft hinausgehen (Meyer 1983 und 2009). Bald folgt der Praxis der einen oder der anderen Weise des Umgangs mit dem Equiden das wortreich erläuterte Bekenntnis zu ihr, bald bestimmt letzteres das manifesteste Handeln.

Die Bedingungen und die Auswirkungen der industriellen Überflussgesellschaften bieten Menschen in zunehmendem Ausmaß die Chance, ihr Leben ohne handfesten Umgang mit Tieren, ohne deren direkte Nutzung zu gestalten, intensive empathische Empfindungen zu ihnen zu entwickeln und diesen entsprechende moralische Postulate privat zu vertreten und darüber hinaus öffentlich vorzutragen. Für den Zuwachs solcher affektiver Einstellungen sowie der ihnen korrespondierenden Ansprüche ist der Stellenwert bezeichnend, den das Phänomen „Tierwohl“ in der jüngeren Vergangenheit gewann, und zwar im Rahmen einer von Affektionen und Emotionen geleiteten öffentlichen Meinung, das heißt auch, ohne konkrete Beschreibung des Inhalts des Tierwohls sowie der Verfahren, den physischen wie den psychischen Zustand des Wohls zu ermitteln.

## Tierwohl und Gesundheit

Vornehmlich wurde und wird das „Tierwohl“ – deutlich über die als Freisein von Krankheit verstandene Gesundheit hinausgehend – als Bedingung der Haltung der sogenannten Nutztier erörtert, nämlich gegen deren „Bewirtschaftung“ ausschließlich nach den Prinzipien der ökonomischen Rationalität, das heißt zur Maximierung des ökonomischen Profits. In diesem Sinne wendet sich das Postulat der Förderung des Tierwohls vor allem gegen die Senkung des Aufwands bei der Haltung und der mit dieser erreichten Erhöhung der Produktion der als Nahrungsmittel verwendbaren Lebewesen. Parallel zu dieser Konkretisierung der geforderten Beachtung des Tierwohls wurde und wird mit aggressivem Nachdruck von der Pharmaindustrie verlangt, die auf die Befindlichkeit sich auswirkenden Lebensbedingungen der Versuchstiere zu verbessern, sofern

die auf die Gesundheit und auf weitere Interessen des Menschen gerichtete Entwicklung von Heilmitteln den generellen Verzicht auf den Einsatz von Tieren nur begrenzt respektive nur bedingt zulässt. Für die zunehmende Ausweitung der Tierwohl-Argumentation auf die sogenannten Hobby- und Freizeittiere ist der Stellenwert („oberste Priorität“) exemplarisch, den die im letzten Jahr vom Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft in Kraft gesetzten „Leitlinien zu Umgang mit und Nutzung von Pferden unter Tierschutzgesichtspunkten“ dem „Wohlbefinden“ – und nicht der Gesundheit – als zentralem Kriterium bei der Beurteilung der Akzeptabilität der verschiedenen Modi des Einsatzes einräumen.

Unterstützt werden die praxisbezogenen Postulate zur Respektierung des Tierwohls unter anderem durch Publikationen zu den ethischen Aspekten der Mensch-Tier-Beziehung, meist durch Erörterungen, die davon ausgehen, das Mensch-Tier-Verhältnis sei akzeptabel oder gar unproblematisch zu gestalten, sofern man das mit Rücksicht auf die angeborenen Dispositionen und insofern „richtig“ tue. Solche Explikationen liefen und laufen seltener auf die Differenzierung ethischer Fragen, häufiger demgegenüber auf den Vortrag moralischer Richtlinien hinaus, und zwar sowohl in Verbindung mit der Darstellung abstoßender Extreme der Nutzung als auch mit dem Rekurs auf religiöse und/oder philosophische Argumente von Befürwortern wie von Gegnern der Verwendung von Tieren zur Akzentuierung der menschlichen Freizeitgestaltung. Die Gegner der moralischen Akzeptanz der Nutzung argumentieren meist aus der Distanz zu einem von der technisch-industriellen Welt geprägten handfesten Umgang mit Tieren, speziell mit Pferden. Die Befürworter sind nicht selten bemüht, ihr berufliches Engagement und/oder ihr Hobby – in Übereinstimmung mit der relativ fest etablierten abendländischen Tradition – zu rechtfertigen. Die rigorosen Gegner scheinen – noch – eine Minderheit darzustellen, die Befürworter, insbesondere die gemäßigten Befürworter, – noch – in der Überzahl zu sein. Bei der Bestärkung der eigenen Position durch Aussagen von Theologen und Philosophen tun sich die Gegner in Europa eher schwerer als die Befürworter, die sich insbesondere auf die breite abendländische Überlieferung der Akzeptanz einer – die natürlichen Ansprüche des Tieres (zumindest in Grenzen) respektierende – Nutzung berufen können. Auf markante Akzente dieser Überlieferung sei hier in der Erinnerung an verschiedene Statements hingewiesen, die vor etwa zehn Jahren in dieser Zeitschrift in einem Beitrag über das Problem, Tieren eine „Würde“ (Meyer 2012) einzuräumen oder zu versagen, zusammengestellt wurden.

## Die Auszeichnung des Menschen

Lange Zeit, besonders bis ins 18. Jahrhundert, gaben in der abendländischen Tradition die Aussagen der religiösen und der philosophischen Lehrer den Ton an, die die menschliche Vorherrschaft und den aus solchem Selbstverständnis resultierenden Anspruch auf eine – mit Belastungen einhergehende – Nutzung der Tiere prinzipiell, also unabhängig von einzelnen „Auswüchsen“, nicht in Frage stellten. Die antiken Lehren, die den Menschen in unüberbrückbarer Differenz zum Tier sahen, spiegelten die in ihrer Zeit übliche Praxis des Umgangs mit den Tieren. Die Aussagen, die die Nähe von Mensch und Tier artikulierten, entsprachen den Usancen von Minoritäten.

Die Philosophen der Antike hatten die den Menschen vom Tier unterscheidende Auszeichnung vor allem in des Menschen geistigen Vermögen und den aus diesen resultierenden technischen Fähigkeiten gesehen. Gemäß der Schilderung Xenophons in den „Memorabilia“ (IV, 3 ss.) verstand zum Beispiel Sokrates den aufrechten Gang, das Sprachvermögen, den Verstand, die Selbstbeherrschung und den Religionssinn als die dem Menschen vorbehaltene Ausstattung. In der aristotelischen Auffassung (*Historia animalium* 488b et 588b; *De anima* 413b ss. et 429a ss.) verfügen die Tiere über die „anima sensitiva“ und die „anima nutritiva“. Sie sind somit nicht seelenlos, partizipieren aber nicht an der den Menschen – und vielleicht noch andere „höhere“ Wesen – kennzeichnenden „Geistseele“, nämlich an der Vernunft. Diese beinhaltet laut *Aristoteles* vor allem das Vermögen, sich an das Vergangene zu erinnern und die Zukunft planend zu antizipieren. Als „tätige“ sei die Vernunft – „das Göttlichste unter dem Erscheinenden“ (*Metaphysik* 1074b) – unsterblich und ewig, als (die dieser komplementär verbundene) „leidensfähige“ hingegen vergänglich. Die aristotelischen Gedanken einer Evolution, die von den Pflanzen zu den Tieren und weiter zum Menschen reiche, gingen in die epikureische Naturphilosophie ein. Folglich waren die Epikuräer der Auffassung, Mensch und Tier seien nur quantitativ, nicht aber qualitativ unterschieden (*Heichelheim und Elliot* 1967, 89; *Pohlenz* 1948a, passim). Demgegenüber bestanden die Stoiker in der Regel auf einer markanten Grenze zwischen Mensch und Tier (*Pohlenz* 1948a, 40).

### Herrschaft des Menschen und Nutzung der Tiere

Die jüdische und die christliche Lehre explizierte eine mit der Erschaffung des Menschen durch einen Gott und nach dem Bild dieses Gottes begründete Nobilität des Menschen. Ausdrücklich heißt es in der „Genesis“, dem ersten Buch Mose (1,26–28): „Dann sprach Gott: ‚Lasset uns Menschen bilden nach unserem Ebenbilde, uns ähnlich.‘“ Und weiter: „So schuf Gott den Menschen nach seinem Abbild, nach Gottes Bild schuf er ihn, als männlich und weiblich erschuf er sie.“ Die – von den Christen partiell übernommene – „Heilige Schrift“ der Juden informiert zudem über die – der Segnung der Wassertiere und der Vögel sich anschließende – Segnung der Menschen und über einen den Menschen erteilten Auftrag: „Gott segnete sie und sprach zu ihnen: ‚Pflanzet euch fort und mehret euch und füllet die Erde und machet sie untertan ...‘“ Zuvor schon hatte die Genesis (1,24 ss.) die Auszeichnung der Tiere als „Mitgeschöpfe“ konstatiert: „Da sprach Gott: ‚Die Erde bringe lebende Wesen nach ihrer Art hervor: Vieh, Kriech- und Feldtiere nach ihren Arten.‘“ Gott wird zudem explizit als der Schöpfer der Tiere gekennzeichnet: „Gott bildete die Feldtiere, das Vieh und alle Kriechtiere des Erdenbodens, jeweils nach ihren Arten.“

Gemäß dem Genesis-Bericht verbindet die Tiere also mit dem Menschen, von Gott geschaffen zu sein. Der Bericht informiert freilich nicht nur über diese Gemeinsamkeit, sondern auch über den essentiellen, in der undifferenzierten Rede vom „Mitgeschöpf“ meist unterschlagenen Unterschied: Anders als bei der Erschaffung des Menschen wird bei der der Tiere in den beiden zuvor zitierten Sätzen ausdrücklich von einer Erschaffung „nach ihrer Art“ beziehungsweise „nach ihren Ar-

ten“ gesprochen. Das heißt: Gemäß der biblischen Aussage wurden die Tiere – anders als die Menschen – (nur) als Arten von Gott erschaffen. Dementsprechend ist gemäß der christlichen Lehre eigentlich nur von einer „eingeschränkten“ Mitgeschöpflichkeit beziehungsweise von einem speziellen Modus der Mitgeschöpflichkeit der Tiere auszugehen. Darüber hinaus berichtet die „Bibel“ nicht von einer (individuellen) Heilsbedürftigkeit sowie von einer (individuellen) Heilsbestimmung der Tiere. Als vernunftlosen Kreaturen fehlt diesen Lebewesen dementsprechend die geistig-seelische Ausstattung, mit der sie sich auf Erden durch ein gottgefälliges Leben für ein in Aussicht stehendes Heil qualifizieren könnten. Bezeichnenderweise warnten religiöse Denker später immer wieder davor, eine zu große Nähe des Menschen zum Tier zu sehen und zu praktizieren (*Meyer* 1975b, 108 et 110 ss.). In der Auffassung des Kirchenvaters *Lactantius* (250–340; *Ausgewählte Schriften*, 79) zum Beispiel ist der ein Unwissender, der die vernunftbegabten Wesen mit den stummen und vernunftlosen Geschöpfen auf die gleiche Stufe stellt; ein solches Urteil bringe den Menschen in die Reihe der Tiere.

Als einen göttlichen Auftrag sowie als Repräsentation der unüberbrückbaren Distanz zwischen Mensch und Tier rechtfertigt insbesondere der Genesis-Bericht des Alten Testaments (*Mose* 1, 24 ss.) die Herrschaft des Menschen über das Tier: Die nach dem „Ebenbild“ Gottes geschaffenen Menschen „sollen herrschen über des Meeres Fische, über die Vögel der Luft, über das Vieh, über alle Landtiere und über alle Kriechtiere am Boden“. Die Herrschaft wird quasi als eine Komponente, als eine spezielle Modalität der Verfügung über die dem Menschen zur Nutzung anvertraute Erde charakterisiert: Alles Grünkraut und die Früchte der Bäume sollen dem Menschen als Nahrung dienen, vom Grünkraut sollen sich zugleich die Tiere ernähren. In diesen Aussagen der Genesis wird die Herrschaft über die Tiere zwar nicht im Sinne einer Nutzung als Nahrung konkretisiert, die Indienstrahmung der Tiere durch den Menschen aber generell projiziert. Von einem kameradschaftlichen Nebeneinander und Miteinander von Lebewesen grundsätzlich gleicher Beschaffenheit, gleichen Wertes und gleichen Anspruchs ist hier jedenfalls nicht die Rede. Bezeichnenderweise werden an anderer Stelle (*Genesis* 9, 2) sogar Furcht und Schrecken als die das Verhältnis zu den Menschen bestimmenden Befindlichkeiten der Tiere genannt: „Furcht vor euch und Schrecken sei bei allen Erdentieren, bei allen Himmelsvögeln, bei allem, was auf dem Erdboden kriecht, und bei allen Fischen des Meeres; in eure Hand sind sie gegeben.“ Speziell werden die Tiere in diesem Zusammenhang dann auch als Nahrung des Menschen bestimmt: „Alles, was sich regt und lebendig ist, diene euch zur Nahrung; wie das Grünkraut gebe ich euch alles“ (*Genesis* 9, 3). Nach der christlichen – beziehungsweise vom Stallmeister *Fugger* (1584, 3) übernommenen und im Detail artikulierten – Vorstellung befähigte Gott den Menschen sogar, die Tiere im allgemeinen und die Pferde im besonderen durch die (reiterliche) Ausbildung über ihren Naturzustand hinauszuführen, sie quasi zu adeln. Das in der pauschalen Bezeichnung des Tieres als „Mitgeschöpf“ – seit 1986 im deutschen Tierschutzgesetz (§ 1) – artikulierten religiöse Bekenntnis veranlasst, wie gesagt, nicht selten dazu, die gemäß christlichem Verständnis integralen Unterschiede zugunsten der Gemeinsamkeit zu kaschieren. In humanitaristischem Eifer unterschlagen neben anderen diverse Theologen die Differenz (*Schaack* 2011).

Ebenso wie der christliche Glaube an eine göttliche Schöpfung und an einen göttlichen Auftrag zur Herrschaft gehört die Darstellung des *Korans* zu den mythologischen Erklärungen der Herkunft der verschiedenen Arten sowie der Legitimität ihrer Nutzung. Entsprechend der Aussage des *Korans* (Sure 16, 9) resultiert nämlich unter anderem die Existenz von Pferden, Maultieren und Eseln aus dem Wirken Allahs. Er habe diese Tiere zum Nutzen der Menschen geschaffen, nämlich um die Menschen zu tragen und zu deren „Zierde“. Der *Koran* (40. Sure, 80 ss.) bestärkte – trotz mancher versöhnlicher Aussagen Mohammeds (Precht 1997, 181) – die Existenz der Tiere zur Verfügung des Menschen: „Allah ist es, welcher euch das Vieh gegeben hat, teils zum Reiten, teils zur Speise. Auch ist es euch sonst noch nützlich, und ihr könnt durch dasselbe die Geschäfte, die ihr beschlossen habt, vollbringen, und ihr werdet auf demselben wie auf Schiffen getragen.“ Dieser heiligen Versicherung entsprach und entspricht weiterhin die Praxis in diversen moslemischen Gesellschaften.

### Mittel und Werkzeuge für beliebige Absichten

Die christliche Lehre begründete mit der Geschöpflichkeit, der Gottebenbildlichkeit, der Heilsbedürftigkeit, der Heilsberufung und der Heilsfähigkeit des Menschen eine metaphysisch orientierte Anthropologie, die eine unüberbrückbare Differenz zwischen Mensch und Tier zeichnete. Dementsprechend gingen die Theologen des Mittelalters und die der frühen Neuzeit ebenso wie später die Denker der deutschen Aufklärung von einer letztlich religiös begründeten Sonderstellung des Menschen aus. Diese führten sie meist allerdings nicht nur auf den göttlichen Ursprung des Menschen, sondern zumindest auch auf dessen – gleichfalls theonom interpretierte – Vernunft sowie auf dessen Freiheit der Entscheidung und des Handelns zurück. Gemäß der Auffassung Kants (1785, BA 78) zum Beispiel begründet die einzigartige Ausstattung mit dem Vermögen der Vernunft und der Verfügung über das „moralische Gesetz“ – verstanden als der „innere“ und „absolute“, nicht als ein „bloß ... relativer Werth“ – die extraordinäre Qualifizierung des Menschen. Diese verpflichte, so Kants Doktrin, im zwischenmenschlichen Austausch zu einem über eine Zweckbeziehung stets hinausgehenden Respekt: „Handle so, daß du die Menschheit, sowohl in deiner Person, als in der Person eines jeden anderen, jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchest“ (1785, BA 67). Solcher Respekt konnte beziehungsweise durfte sich laut Kant (1788a, A 136 s.) „nur auf Personen“ erstrecken, nicht auf Sachen und nicht auf Tiere. Tiere kann man im Verständnis Kants bewundern, fürchten oder lieben, aber eben nicht achten.

Im Zusammenhang mit der Erörterung des menschlichen „Beußtseyns seiner Selbst“ hatte Kant (1790/91, 9) im Wintersemester 1790/91 in seiner Anthropologie-Vorlesung angemerkt: „Das Ich enthält das, was den Menschen von allen Thieren unterscheidet. Wenn ein Pferd den Gedanken Ich fassen könnte, so würde ich herunter steigen, und es als meine Gesellschaft betrachten müssen. Das Ich macht den Menschen zur Person, und dieser Gedanke giebt ihm das Vermögen über alles, es macht ihn zu seinem eigenen Gegenstande der Betrachtung.“ Speziell hinsichtlich der Kreatürlichkeit so-

wie hinsichtlich des Zwecks der Existenz der Tiere vertrat Kant – neben anderen – eine mit der jüdisch-christlichen sowie der islamischen weitgehend übereinstimmende Auffassung: Der Philosoph betonte das „Vorrecht“ des Menschen gegenüber den Tieren. Er sprach sogar vom Vorrecht des Menschen gegenüber den Tieren als den „seinem Willen überlassene (n) Mittel (n) und Werkzeuge (n) zur Erreichung seiner beliebigen Absichten“ (1786, 54) sowie von „vernunftlosen Tieren (n), deren Existenz bloß als Mittel einen Wert“ (1788b, A 107) habe. In seiner vorkritischen Phase hatte Kant (1755, A 142 et 146) allerdings konstatiert, die Gottheit sei „in der Unendlichkeit des ganzen Weltraumes allenthalben gleich gegenwärtig“; die „ganze Schöpfung“ sei „von ihren Kräften durchdrungen“. Gott habe der Natur die Fähigkeit eingepflanzt, „lauter Schönheit, lauter Ordnung“ hervorzubringen. Angesichts dieser Gegebenheit werde „die Natur uns würdiger“, als man sie gemeinlich ansehe.

### Vernunftlose Natur und vernünftige Wesen

Ähnlich wie Kant beurteilten diverse weitere Philosophen des 18. Jahrhunderts die verschiedenen Kreaturen, dies vor allem hinsichtlich der dem animalen Leben versagten Partizipation an der Vernunft. Diese Denker vertraten – anders als Rousseau (1755, 73) – die Auffassung, solche Lebewesen seien nicht dem Recht und Gesetz, speziell nicht dem Naturrecht, unterstellt; sie hätten deshalb auch keinen Anspruch auf einen von menschlichen Interessen unabhängigen Schutz (Zedler 1745, 1374). Eine besonders weitgehende Nutzung des Tieres durch den Menschen und ein besonders weitgehendes Verständnis der Tiere als Eigentum des Menschen artikulierte Fichte (1796, 222 ss.) in seiner naturgesetzlichen Argumentation: Im Zusammenhang mit Aussagen über die Jagd und die Hege eines Tiers durch den Menschen kulminierte dessen sachrechtliche Behandlung im Fichteschen Staat in der Formulierung: „Das Leben desselben ist gar nicht garantiert; es ist überhaupt im Staate gar kein möglicher Zweck, sondern nur der Tod desselben ist Zweck.“

Diverse Denker der Aufklärung betonten die generelle Konstitution des Menschen als Geschöpf und Abbild Gottes sowie als vernünftiges und über die Freiheit der Entscheidung verfügendes Wesen; darüber hinaus erörterten sie das Ausmaß der Entfaltung des Vermögens der Vernunft, die Verwirklichung eines von der Vernunft diktierten und zugleich religiös bestimmten moralischen Lebens sowie die derart dokumentierte Differenz zum Tier als Leistungen, die in besonderer Weise Würde konstituieren und insofern über die dem Menschen generell eingeräumte Achtung hinausgehen. In einem mit den Auffassungen Kants und Hegels weitgehend übereinstimmenden Sinne beruhen „die Würde jedes Menschen, seine Selbstachtung und mit ihr seine Moralität“ im Verständnis Fichtes (1798, 359) „vorzüglich“ darauf, dass er „sein Geschäft auf den Vernunftzweck, oder, was dasselbe heißt, auf den Zweck Gottes mit dem Menschen beziehen, und sich sagen könne: es ist Gottes Wille, was ich tue“. Den „höchsten Endzweck“ des Menschen sah Fichte (1798, 326 et 358) darin, „daß die Vernunft herrschend werde“. Zur Verwirklichung dieses Ziels sei „auf die vernunftlose Natur um der vernünftigen Wesen willen ... zu wirken, um die erstere für die Zwecke der letzteren geschickt zu machen“.

## Die Verständigkeit und das Fühlen

Anders als die Denker des Deutschen Idealismus plädierte Rousseau (1755, 73) bereits in der Mitte des 18. Jahrhunderts für die „Einbeziehung der Tiere ins Naturgesetz“. Gemäß der Auffassung dieses Philosophen impliziert die den Tieren nicht gegebene Partizipation an der Vernunft, an der Freiheit und an der Moralität nicht, ihnen jede naturgesetzliche Position zu verweigern, das heißt, ihnen einen von der Erkenntnisfähigkeit unabhängigen naturgesetzlichen Anspruch auf Schutz zu versagen. Bei diesem Votum räumte Rousseau ein, die Tiere könnten das Gesetz zwar nicht begreifen und sie verfügten weder über die Erkenntnis noch über die Freiheit. Aufgrund ihrer der menschlichen ähnlichen Sensibilität müssten sie aber am Naturrecht teilhaben. Der Mensch müsse sich ihnen gegenüber gewissen Pflichten unterwerfen. Die Verbindlichkeit, einem anderen nichts Unangenehmes zuzufügen, basiere weniger auf dessen Verständigkeit und mehr auf dessen Fühlen. Da letztere Eigenschaft Mensch und Tier gemeinsam sei, müsse man „wenigstens dem einen das Recht einräumen, sich nicht unnützlich von dem anderen peinigen zu lassen“.

Über die Ansichten Rousseaus ging ein Jahrhundert später Schopenhauer (1851 II, § 177; Anm. p 440) weit und prinzipiell hinaus. Unter anderem mit der Berufung auf pantheistische und universalistische Ideen der indischen Religionen ebnete Schopenhauer den Hiatus zwischen Mensch und Tier radikal ein. Anders als Kant verlangte er, das Tier zu achten. Achtung beruhe auf dem einem Tier – gleich dem Menschen – eigenen „ewigen Wesen“. Der Denker erkannte das Tier mit dieser Bestimmung als einen unmittelbaren Gegenstand der moralischen Pflicht des Menschen. Mit Nachdruck geißelte er den nur mittelbaren, nämlich der Erziehung des Menschen dienenden, Schutz der Tiere. Schopenhauer konstatierte die „Identität des Wesentlichen in Mensch und Tier“ respektive die „augenfällige simple Wahrheit“: „Das Tier ist im wesentlichen dasselbe wie der Mensch“. Dementsprechend wandte der Philosoph sich mit besonderer Heftigkeit gegen die christliche Lehre und die von dieser bestimmte Behandlung der Tiere, ebenfalls gegen die Gelehrten seiner Zeit, die eine Verwandtschaft der verschiedenen Lebewesen negierten. Der Mensch schuldet den Tieren, so Schopenhauer, nicht nur Erbarmen, sondern Gerechtigkeit. Es sei an der Zeit, dass „das ewige Wesen, welches, wie in uns, auch in allen Thieren lebt, als solches erkannt, geschont und geachtet“ werde. Man müsse an allen Sinnen blind oder durch den „foetor Judaicus völlig chloroformirt seyn, um nicht einzusehen, daß das Thier im Wesentlichen und in der Hauptsache durchaus das Selbe ist, was wir sind, und daß der Unterschied bloß im Accidens, dem Intellekt liegt, nicht in der Substanz, welche der Wille ist“. Dementsprechend ist das Tier, so die Auffassung Schopenhauers, kein „Fabrikat zu unserem Gebrauch“. Es sei vielmehr – ebenso wie der Mensch – ein „unmittelbarer Gegenstand der moralischen Pflicht“. Schopenhauer widersprach damit Kant (1797, II, Tugendlehre A 108), der das Unterbinden der Roheit gegenüber Tieren als „Pflicht des Menschen gegen sich selbst“ gefordert hatte. Er widersprach zudem Kants (1788a, A 107 s.) hier zuvor erwähnter Auffassung, die Existenz der „vernunftlosen Tiere“ könne „bloß als Mittel einen Wert haben“.

Die mit dem Anthropozentrismus häufig verbundene Auffassung der Gattung „Mensch“ als eines „Fortschritts im Vergleich

zu irgendeinem anderen Tier“ geißelte insbesondere Nietzsche (ca. 1887, Nr. 429 s.). Gemäß dessen Überzeugung lässt sich eine auf die gesamte Tier- und Pflanzenwelt sich erstreckende Entwicklung vom Niederen zum Höheren nicht ermitteln. In der Natur entfalte sich vielmehr „alles zugleich und übereinander und durcheinander und gegeneinander“. Mit diesen Aussagen wandte Nietzsche sich ausdrücklich gegen Darwins Darstellung der Evolution und gegen einen auf diese zurückgeführten Dominanzanspruch des Menschen.

## Die Neigungen und die Vernunft

Relativiert wurde und wird das Verständnis der Herrschaft der Vernunft als des „höchsten Endzwecks“ des Menschen und die Erwartung der in absehbarer Zeit erfolgenden Realisierung dieses Endzwecks beziehungsweise eines gemäß diesem Endzweck agierenden Menschen gleichfalls durch diverse an den beobachtbaren Verläufen von Entscheidungen des homo sapiens orientierten Aussagen. Diese betrafen und betreffen die Art und das Ausmaß der de facto handlungsbestimmenden Kraft der Vernunft, speziell die Zweifel an der der Vernunft in ideologischer Absicht unterstellten Dominanz über die transrationalen Antriebe. Philosophen äußerten sich in diesem Sinne ebenso wie Psychologen, in den letzten Jahrzehnten bestärkt durch die Erkenntnisse der Gehirnephysiologie. Auf die im Rahmen der kulturellen Entwicklung des Menschen erfolgte Verschiebung des Verhältnisses der Antriebe zur Rationalität hatte bereits Darwin (1871, 53) hingewiesen. Dieser hatte die Existenz einer wirkkräftigen Vernunft nicht generell mit dem Menschsein verbunden, sondern als eine Errungenschaft fortgeschrittener Evolution verstanden. Bei der Gegenüberstellung von Vernunft und Instinkt hatte der Forscher die Überzeugung geäußert, in der „weit zurückliegenden Zeit“ sei der Mensch „mehr durch Instinkt und weniger durch Vernunft“ geleitet gewesen. Letzteres sei bei den „Wilden der Gegenwart“ weiterhin der Fall.

Freud (1927, 377 s.) charakterisierte den menschlichen Intellekt dann als „leise“ sowie als „kraftlos im Vergleich zum menschlichen Triebleben“. Der Analytiker hatte allerdings auch Zuversicht geäußert, den Intellekt nämlich unter anderem als eine Stimme gekennzeichnet, die nicht ruhe, bevor sie sich Gehör verschafft habe. „Am Ende“ finde der Intellekt somit die Anerkennung. Das sei einer der wenigen Punkte, in denen man für die Zukunft der Menschheit optimistisch sein dürfe. Der Primat des Intellekts liege allerdings gewiss „in weiter, weiter, aber wahrscheinlich doch nicht unendlicher Ferne“. Auf Dauer könne „der Vernunft und der Erfahrung nichts widerstehen“. Der Neurobiologe Roth (2003, 162 s.) blieb beim gegebenen Zustand, blieb realistisch: Gemäß seiner Auffassung hat das „limbische System“ das erste und das letzte Wort, dies insbesondere gegenüber dem „rationalen corticalen System“. Es gebe zwar „ein rationales Abwägen von Handlungen und Alternativen und ihren jeweiligen Konsequenzen“, es gebe aber „kein rationales Handeln“. Am Ende eines noch so langen Prozesses des Abwägens stehe „immer ein emotionales Für oder Wider“. Rationalität sei „eingebettet in die affektiv-emotionale Grundstruktur des Verhaltens“; das limbische System entscheide, in welchem Maße Verstand und Vernunft zum Einsatz kämen.

Vitalistisch orientierte Denker hatten sich zuvor mit dem Hinweis auf die unmittelbare Beziehung des Menschen zur Natur

und zu den Dingen gleichfalls gegen die Auffassung der Philosophen der Aufklärung und des Deutschen Idealismus sowie gegen deren Betonung der Einzigartigkeit des Menschen aufgrund seiner Ausstattung mit der Vernunft und der Freiheit gewandt. Dementsprechend hatten sie in der vom Geist geleiteten Objektivierung eine zwar mögliche, aber keineswegs die übliche Beziehung des Menschen zur Welt gesehen. Die vielfältigen Richtungen lebensphilosophischer Ansätze von der Romantik bis zum Existentialismus kritisierten die einseitige Auffassung des Menschen als Erkenntnissubjekt und als rational agierendes Wesen. Unmittelbare Anmutungen, Gefühle, Antriebe, Willensimpulse und Gemütsregungen sind nach vitalistischer Auffassung für den Menschen zumindest ebenso wesens- und handlungsbestimmend wie der Intellekt; letzterer lasse sich sogar als eine Folge unmittelbarer Lebensinteressen interpretieren. Mit der Relativierung der Bedeutung des Geistes stellten die Vitalisten das Ranggefälle zwischen Mensch und Tier, mit diesem den abendländischen Anthropozentrismus inklusive der ausschließlich dem Menschen eingeräumten Nobilität in Frage.

### Lebensinteressen und Tierrechte

Gestützt auf solche Auffassungen sowie in Anlehnung an religiöse Lehren, die die Gemeinsamkeiten von Mensch und Tier akzentuierten, begründeten verschiedene im 19. sowie im 20. Jahrhundert wirkende Verfechter von Tierrechten ihre Postulate (Teutsch 1987; 2002). Der religiösen Interpretationen bedienten und bedienen sich die Vertreter der Tierrechtslehre allerdings nicht generell. Manche Autoren rechtfertigen den Anspruch auf einen vom Menschen zu leistenden Schutz der Tiere vornehmlich oder ausschließlich mit deren Empfindungsfähigkeit sowie mit allgemeinen ethischen Werten und/oder Rechtspositionen (Precht 1997). Ohne den Rekurs auf religiöse Ideen plädierte zum Beispiel Singer (1975, 8, 51, 60 et passim) gegen Rassismus, Sexismus sowie Speziesismus und für das Verständnis der Tiere als unabhängiger empfindender Lebewesen. Er argumentierte insbesondere gegen die Behandlung der Tiere als Mittel zur Verwirklichung menschlicher Interessen. Bei diesem Votum berief Singer (p 35) sich ausdrücklich auf *Jeremy Bentham* (1780, Kap. 17). Nach dessen juristischer Explikation dürfen die Tiere nicht länger als Sklaven des Menschen behandelt werden. Laut Singer (p 37) kann es „keine moralische Rechtfertigung“ dafür geben, das Leiden irgendeines Wesens unberücksichtigt zu lassen: „Wie auch immer dieses Wesen beschaffen sein mag, das Prinzip der Gleichheit verlangt, dass ... sein Leiden genauso zählt wie ein entsprechendes Leiden irgendeines anderen Wesens.“ In prinzipiell gleichem Sinne konstatierte Morris (1990, 103) die „Daseinsberechtigung“ jeder Spezies um ihrer selbst willen, zudem die „Grundrechte“ aller Lebewesen (p 221), eine „Charta“ der Lebewesen (p 153) und einen „Vertrag“ des Menschen mit den Tieren („The Animal Contract“; Titel).

Ausdrücklich billigen verschiedene derzeit wirkende Vertreter der Tierrechtslehre sowie der Naturphilosophie den Tieren – darüber hinaus auch den Pflanzen und der gesamten Natur – eine Rechtsposition zu, bald eine Rechtsposition analog, bald eine Position homolog zu der dem Menschen eingeräumten. Im Zusammenhang mit ökologischen Überlegungen veranlassen sowohl das theistische als auch das deistische Ver-

ständnis der Welt dazu, von einer „ontologischen Dignität“ zu sprechen, die die Tiere und die Pflanzen mit dem Menschen verbinde (Grossmann 2004, 1091).

### Moralische Postulate und die verbreitete Praxis

Unabhängig von den zuletzt genannten Lehrmeinungen, nicht selten auch gegen diese legitimierten die zuvor referierten, nämlich die vorherrschenden abendländischen Doktrinen, diverse Modi der Nutzung ausgesprochen weitgehend, auch so weitgehend, dass manche von ihnen – selbst im Fall ihrer Verbindung mit empathischen Empfindungen – als Aus-Nutzung zu kategorisieren sind. Die religiösen wie die philosophischen Rechtfertigungen entlasteten und entlasten eine Vielzahl der Akteure, und zwar auch mit der Auswirkung, die moralische Dimension ihres Handelns erst gar nicht bewusst werden zu lassen und/oder die moralische Frage als in ihrem Interesse beantwortet zu erleben. Dementsprechend unterbanden und unterbinden manche religiösen wie manche philosophischen Überzeugungen ein Bewusstsein, in dem die moralische Frage als eine Herausforderung präsent ist und dazu veranlasst, sich über die interessenbedingten Auffassungen und die ideologischen Erklärungen hinaus um empirisch-rationale Beiträge zur Beantwortung der Frage zu bemühen. In ihrer Konkretisierung als die handlungsleitenden Einstellungen sowie als Präjudizien der Deutung zeitigten die vorherrschenden Doktrinen die genannten Auswirkungen; solche Konsequenzen entsprachen und entsprechen den religiösen wie den philosophischen Doktrinen aber auch, weil diese in weitgehender Vereinbarung mit der verbreiteten Praxis formuliert worden waren und weiterhin formuliert werden. Analog zur Funktion der vorherrschenden Lehren spiegelten die der Außenseiter das Handeln von Minderheiten. In beiden Fällen explizierten die philosophischen Lehren nicht selten die religiösen. In verschiedenen Religionen wie in verschiedenen philosophischen Schulen existierten und existieren, wie gesagt, neben den dominierenden Auffassungen allerdings solche von Randgruppen, nämlich Auffassungen, die sich unter anderem im Hinblick auf das Verhältnis des Menschen zu den Tieren von den tonangebenden unterscheiden.

Die religiösen wie die philosophischen Diskurse zur moralischen Legitimation der Nutzung von Tieren im allgemeinen und des Einsatzes von Pferden im besonderen vermittelten zwar weitgehende erkenntnisleitende Einblicke ins Problem; vor allem lieferten sie freilich theoretischen und/oder praktischen Vorurteilen gehorchende, ohne die Chance allgemeiner verbindlicher Geltung explizierte Antworten. Auch insofern entsprechen solche Diskurse bestimmten Weltanschauungen, nicht einer empirisch-rational orientierten Wissenschaft. Letztere sucht die Distanz zu den ideologischen Positionen; sie bemüht sich um die Deskription und die Erklärung der Genese, der Struktur und der Funktionen der diversen Modi der Koexistenz der artgleichen wie der artverschiedenen Organismen, und zwar um die evolutionsbiologische Deskription und Erklärung der beobachteten Fakten. Die evolutionsbiologische Hinsicht schließt das für die Religionen wie für die Philosophien ausschlaggebende Kriterium der metaphysischen Konstitution des Menschen einerseits und die der Tiere, speziell die der Equiden, andererseits aus. Sie argumentiert weder mit der Würde noch mit dem Selbstbewusstsein oder dem Intellekt des einen oder der anderen.

## Die moralische Dimension

Da die hier aufgeworfene Frage die moralische Dimension der Beziehung von Individuen unterschiedlicher Art betrifft, drängt sich die Erörterung des Phänomens auf, das mit dem Begriff „moralische Dimension“ angesprochen wird. Nach dem zuvor Gesagten sind das in erster Linie die durch das Handeln (oder das Unterlassen) des einen beim anderen sich auswirkenden Beeinträchtigungen der Existenz in der Form von physischer und/oder psychischer „Belastung“, hier konkret die durch die Aktionen des Menschen beim Tier verursachten Leiden und Schäden. Im Prinzip heißt das also, sich um die Ermittlung derjenigen Fakten zu bemühen, die die physische wie die psychische Belastung des Pferdes in der Nutzung respektive durch diese betreffen, und das auch mit der Frage nach sowie auf dem Hintergrund von belastungsärmeren Alternativen zu tun, speziell auf dem Hintergrund eines Lebens in Gesundheit und Wohlbefinden (Meyer 2005b).

Um sich bei einem solchen Vorhaben nicht von utopischen Vorstellungen gefangen nehmen zu lassen, erscheint es sinnvoll, die Struktur des Verhältnisses der verschiedenen Arten in der (von menschlicher Einwirkung unabhängigen) Natur zu bedenken: Bestimmt wird diese Struktur von den „Interessen“ der verschiedenen Arten, nämlich von den Aktionen der Angehörigen einer jeden Art zu dem Zweck, ihr Dasein (inklusive unbeeinträchtigt Befindlichkeit) zu gewährleisten. Die Basis des Zusammenlebens bilden also die Zustände und die Prozesse, mit denen die verschiedenen Individuen ihr Leben und ihr Wohlbefinden sichern, in manchen Fällen auch ein Leben, das über die Entfaltung des für die Existenz unbedingt Erforderlichen hinausreicht. Generell geht mit dem Leben also das „egoistische“ Interesse der Individuen einher, sich (in unbeeinträchtigter Befindlichkeit) zu erhalten. Diesem Interesse entsprechen die Angehörigen einer Art bald in individuellen, nämlich von Artgleichen unabhängigen Verhalten, bald in der – altruistischer Motive nicht bedürftiger, also von solchen unabhängiger – Kooperation verschiedener Artgleicher. Ob in der Natur Kooperationen von Artfremden existieren, ist zumindest umstritten, sofern man die gegenseitige Duldung sowie die Nutzung von Artfremden nicht als Ko-operation missversteht. Die vom egoistischen Interesse und/oder von der Kooperation der Artgleichen veranlaßten Aktionen betreffen die Nutzung der Ressourcen des Biotops, und zwar inklusive der in diesem vorgefundenen Organismen. Insofern sind die Nutzung und die Aus-nutzung artfremder Individuen integrale Komponenten der Struktur des „Zusammenlebens“ der verschiedenen Arten in der Natur, will sagen, die – bald einseitige, bald gegenseitige – Nutzung und Ausnutzung gehören zu den „natürlichen“ Verfahren, mit denen das Leben der Individuen und mit diesen das der Arten gewährleistet wird. Die Aus-nutzung besteht hier nicht nur in einer mit Belastungen verbundenen Indienstrahme, sondern in nicht wenigen Fällen, in bestimmten Zusammenhängen sogar in der Mehrzahl der Fälle, in einer mit der Aufhebung der Existenz des anderen endenden Verwendung. Drastisch verläuft letzterer Modus der Nutzung im Verspeisen des respektive der Artfremden nach vorangegangener Tötung oder auch ohne eine solche. Ein besonders intensives Verfahren einer derartigen Nutzung entwickelte der homo sapiens in Form der Haltung, der ausgiebigen Versorgung und der mit Selektion verbundenen Zucht von Artfremden in der Absicht, sich ihrer in absehbarer Zeit radikal zu bedienen.

## Die beste aller möglichen Welten

Die skizzierte Konstitution – sie ist in der empirisch orientierten Wissenschaft ohne Präjudizien zu erkennen und zu beschreiben – spricht – aus der Perspektive der Befürworter eines unter anderem ethisch orientierten Daseins – gegen Leibnizens (1710, I, Kap. 7 ss. et III, Anhänge) Auffassung von der „besten aller möglichen Welten“. Sie tut das insbesondere, wenn man Gott mit dem Philosophen als die „erste Ursache aller Dinge“ versteht und ihm „unbedingte Vollkommenheit, jede Möglichkeit umfassende Macht, Weisheit und Güte“ einräumt. Aufgrund solcher Qualifizierung Gottes war es nur folgerichtig, von diesem anzunehmen, er habe von den „unendlichen vielen möglichen Welten mit Notwendigkeit die beste erwählt“. Leibnizens Voraussetzungen besagen nämlich: Eine Welt mit Abstrichen wäre das Werk eines begrenzt fähigen oder begrenzt gütigen Gottes. Um an seiner Überzeugung vom Vermögen Gottes und der Beschaffenheit der Welt festhalten zu können, bestritt der Philosoph, dass die Welt besser wäre, wenn sie ohne Sünde und ohne Leiden sein könnte. Gott habe nämlich „die guten und die schlechten Handlungen und alles andere“ vorausgesehen und im Voraus geregelt. Dabei habe „jedes Ding vor seiner Existenz idealiter zu dem Entschlusse beigetragen, der über das Dasein aller Dinge gefaßt“ wurde. Die Welten, die man sich „ohne Sünde und ohne Unglück vorstellen“ könne, würden gemäß Leibnizens Urteil der existierenden „erheblich nachstehen“. Der Philosoph stützte diese der Immunisierung seines Glaubens dienende Behauptung unter anderem mit der Feststellung, „oft bewirke ein Übel ein Gut, das ohne dieses Übel nicht eingetroffen“ wäre.

## Die Konstitution der Natur

Durch das Verständnis der Natur als eines Kosmos und die Zurückführung dieser Ordnung auf einen göttlichen Schöpfungsakt verliert die Natur für denjenigen, der mit den sie betreffenden empirisch-rationalen Wissenschaften nicht vertraut ist, ihren quasi zufälligen, willkürlichen und beliebigen Charakter. In dem auf vorjüdische Überzeugungen zurückgehenden Schöpfungsbericht im Alten Testament zum Beispiel wird die Qualität des aus dem Nichts – und nicht aus bereits Existierendem – Geschaffenen allein im ersten Kapitel des ersten Buches der Genesis siebenmal als „gut“ gelobt: „Im Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde. ... Gott sah, daß es gut war. ... Gott sah alles, was er gemacht hatte, und fürwahr, es war sehr gut“ (1 Mose, 1, 1–31). Im Koran wird Allah in diversen Zusammenhängen – zum Beispiel in den Suren 6, 7, 11, 13, 14 und 16 – als der „Schöpfer aller Dinge“ gewürdigt, als der Gott, der Himmel und Erde erschaffen und Finsternis und Licht – zum Wohl der Menschen – geordnet hat. Er wird zudem gewürdigt als der Mächtige, dem die gesamte Schöpfung gehört, der „Sorge für alles“ trägt und dem ob dieser Wohlthaten, ob seiner Güte und seiner Barmherzigkeit die Anerkennung, das Lob und der Gehorsam des Menschen gebühren.

Der Rekurs auf die Konstitution der Natur lässt auf ein für das Verständnis des hier Erörterten relevantes Faktum blicken: Das in der Natur verbreitete interartliche Verhältnis widerspricht der vom Menschen entwickelten moralischen Vorstellung eines „friedlichen“ Miteinanders. Die in der Natur verbreiteten

interartlichen Beziehungen verlaufen bald als ein Nebeneinander ohne Interaktion, bald als die Duldung einseitiger oder gegenseitiger Nutzung ohne gravierende Beeinträchtigung der Existenz der Beteiligten, bald aber auch als die radikale Ausnutzung mit der Folge der Aufhebung der Existenz der Beute durch den Fressfeind. Der undifferenzierte Rekurs auf die Natur liefert also kein Regulativ für ein Handeln, das den in den menschlichen Gesellschaften verbreiteten moralischen Leitlinien entspricht. Die differenzierte Berufung auf die Natur respektiert die verschiedenen Modi interartlicher Beziehungen. Zu letzteren gehört, wie gesagt, die ursprüngliche, in Grenzen weiterhin verbreitete Art, in der Menschen ihr Verhältnis zum Equiden praktizierten, nämlich die radikale Ausnutzung. Dementsprechend wurde das Mensch-Pferd-Verhältnis zunächst ausschließlich vom Interesse des Menschen bestimmt. Diese Beziehung implizierte nämlich das Ende des Lebens des Equiden. Das änderte sich – jedenfalls für eine Vielzahl der Individuen – mit der jägerischen Begleitung „wilder“ Herden, nämlich mit deren Erhaltung und „Bewirtschaftung“ (Meyer 1975a, 42 ss.). Erheblich komplexer wurde die Beziehung des Menschen zum Pferd mit dessen Einsatz als Trag- wie als Zugkraft. Die dauerhafte Nutzung setzte die Sicherung des tierischen Lebens voraus. Darüber hinaus mussten die Pferde an einem bestimmten Platz „gehalten“ und versorgt werden. Zum effizienten Einsatz gehörte es zudem, die natürlichen Bedarfe und die angeborenen Bereitschaften, somit die Gesundheit und das „Befinden“ der Tiere zumindest in einem bemerkenswerten Ausmaß zu respektieren. Negative Erfahrungen, das heißt der Widerstand der Pferde bei verschiedenen Anforderungen sowie Verletzungen und Krankheiten bei diversen „Zumutungen“ in der Haltung wie in der Nutzung, werden zu „Rück“sichten veranlasst haben. Insbesondere das bald erfolgreiche, bald scheiternde Bemühen um qualitative und/oder quantitative Ausweitung der Nutzung wird den Equiden unausweichlich als einen verwundbaren und leidensfähigen Organismus offenbart haben.

Negative Erfahrungen begleiteten gleichfalls die weiteren Modi der Nutzung, die Geschichte der von den menschlichen Interessen und insofern vom Egoismus des animal rationale geleiteten Nutzung. Sie begleiteten sowohl den Einsatz des Pferdes zur Sicherung des Daseins als auch den zur Mehrung des Wohlstands des Menschen. Zudem begleiteten und begleiten sie die Freizeitbeschäftigung des Menschen mit dem Pferd, also den von der Sicherung der Existenz des Menschen unabhängigen Einsatz. Die negativen Erfahrungen provozierten, wie gesagt, Rücksichten des Menschen auf die natürlichen Bedarfe des Tieres, das heißt Rücksichten, zu denen der Mensch veranlasst wurde, weil der Verzicht auf solche die Nutzung beeinträchtigte oder gar unterband. Die Rücksichten resultierten also aus dem egoistischen Interesse des Menschen. Auf ein solches ist weiterhin ein beträchtlicher Bereich des Schutzes von Tieren im allgemeinen und Pferden im besonderen zurückzuführen. Der Modus der Motivation stellt und stellt weiterhin das Faktum des Schutzes freilich nicht in Frage.

### Empfinden, Erkenntnis und Moral

Die bisher angesprochenen Dispositionen des Menschen entsprachen den zuvor skizzierten vor allem durch Nutzung und

Ausnutzung gekennzeichneten interartlichen Beziehungen. Auf diese ist das menschliche Verhalten allerdings nicht beschränkt. Die Konstitution des homo sapiens geht über die bisher berücksichtigten Interaktionsstrukturen hinaus. Letztere offerieren daher, wie gesagt, keine allgemeinverbindlichen Legitimationen für das Gesamt des menschlichen Handelns: Die Art und das Ausmaß des vom homo sapiens entwickelten Empfindens sowie des von diesem entwickelten Geistes gestatten die – vermutlich in erster Linie von der Erfahrung des Handelns anderer sowie von der Wahrnehmung der Auswirkungen des eigenen Handelns provozierte – Re-flexion, also das Nachdenken über Aktionen und ihre Folgen. In Grenzen ermöglichen das Empfinden und der Geist zudem den mentalen Vorgriff auf zukünftiges Handeln inklusive der Beachtung von deren Auswirkungen auf die von ihm Betroffenen, speziell der Auswirkungen in Form von Leiden und Schäden. Der Geist erlaubt dem Menschen darüber hinaus, bestimmte Auswirkungen auf andere Folgen seines Handelns zu beziehen, sie nach bestimmten Maßstäben zu beurteilen und zu bewerten, nach der Vereinbarkeit solcher Auswirkungen mit dem Selbstverständnis des handelnden Individuums sowie mit dem zu fragen, das ein betroffener anderer, das die Gemeinschaft von den Aktionen ihrer Mitglieder erwartet. Im subhumanen Bereich sind solche Reflexionen, solche Rück-sichten, ist ein über den „Egoismus“ von Individuen und Gruppen hinausgehendes altruistisches Empfinden und Handeln nicht bekannt, jedenfalls kein Empfinden und Handeln, das sich ähnlich differenziert und ähnlich weitgehend wie beim Menschen entwickelte. Lorenz (1956, 691ss.) nahm im subhumanen Bereich allerdings ein „moral-analoges“ Verhalten an, dies freilich ohne Explikation des Inhalts der Analogie im einzelnen. Nietzsche (ca. 1887, Nr. 512) hatte die „großartige Indifferenz der Natur gegen Gut und Böse“ konstatiert, und zwar eine Indifferenz, deren Anblick der Denker als eine „Wohltat“ qualifizierte.

Die Moral beschäftigt sich gemäß der Etymologie des – aus dem Lateinischen stammenden – Begriffs mit der „mos“ respektive den „mores“, nämlich mit der „Vorschrift“, der „Sitte“ respektive mit den „Vorschriften“, mit den „Sitten“. Diesen Bereich bezeichnet gleichfalls der aus dem Griechischen stammende Begriff „Ethik“ (von „êthos“ = „Gewohnheit“, „Sitte“). Die Moral thematisiert – ebenso wie die Ethik – die Sitte nicht als einen wertfreien Gegenstand, sondern als das gesellschaftlich geregelte, als das mit Erwartungen und Wertungen, dementsprechend auch mit Forderungen verbundene, Mitmenschen betreffende Handeln. Insofern thematisiert die Moral die Regelung des zwischenmenschlichen Verhaltens, in der Ausweitung respektive der Übertragung dieser Regelung dann auch die des Verhaltens zwischen (leidensfähigen) Organismen unterschiedlicher Art. Die Moral betrifft bald mehr die Auswirkungen des Handelns von Individuen auf von diesem Handeln Betroffene, bald mehr die Einstellungen, die Absichten und die Beweggründe, die Individuen zu ihrem Handeln veranlassen. Meist beschäftigt die Moral sich primär mit den unangenehmen Auswirkungen von Handlungen sowie mit den zu diesen führenden Beweggründen, nämlich von Handlungen, deren Vermeidung in der Mehrzahl der Gesellschaften im Zentrum der Anforderungen an die zwischenmenschlichen Aktionen steht. Im Vergleich zum Postulat der Unterbindung des für andere Unangenehmen ist die Forderung, Angenehmes zu vermitteln, de facto in der Regel zweitrangig, jedenfalls nicht so dringlich wie das Vermeiden des andere Belastenden.

Diesen Inhalt und diese Entwicklung der Moral spiegeln sowohl einzelne Vorschriften als auch die frühen, den speziellen Verboten und Geboten übergeordneten allgemeinen Regeln. Bezeichnend ist weiter: Eigentlich ist hier nicht von verschiedenen allgemeinen Regeln zu sprechen, sondern nur von in Akzenten unterschiedlichen Formulierungen der sogenannten „Goldenen Regel“: Aus unterschiedlichen Gesellschaften diverser Epochen ist die „regula aurea“ seit dem 7. Jh. v. u. Zr. als das stets gültige ethische Prinzip überliefert. Im Alten Testament zum Beispiel heißt es: „Was du selber nicht liebst, das tue auch keinem anderen an“ (Tobias 4,15). In gleicher Bedeutung wird im Neuen Testament – in positiver Formulierung – gefordert: „Alles nun, von dem ihr wollt, daß es euch die Menschen tun, das sollt ebenso auch ihr ihnen tun“ (Matthäus 7,12). Oder: „Wie ihr wollt, daß euch die Menschen tun, so sollt auch ihr ihnen tun“ (Lukas 6,31). Im Hinblick auf das moralische Vermögen des Menschen ist die „negative“ Version der regula aurea wohl nicht zufällig verbreiteter als die „positive“, nämlich seinen Mitmenschen das (von einem selbst erwünschte) Angenehme respektive „Gute“ anzutun.

### Der gute Wille und das moralische Handeln

Die Norm der gegenseitigen Vermeidung von Unangenehmem verbindet mit der Norm der Vermittlung von Angenehmem das „Zufügen“, das „Antun“ zu thematisieren, also das Handeln, nämlich die unter bestimmten Umständen, die in bestimmter Situation konkret vollzogene Aktion. Das besagt auch: Mit dem Handeln standen und stehen bei der Goldenen Regel bestimmte Auswirkungen des Handelns im Vordergrund, nicht eine bestimmte ethische Gesinnung, nicht eine bestimmte ethische Absicht und/oder eine bestimmte ethische Einstellung. Gesinnung, Absicht und/oder Einstellung reichen nämlich zur Gewährleistung der erwünschten, der verlangten Auswirkungen des Handelns nicht aus.

Dieser Umstand rückt unter anderem die Gesinnungsethik Kants (1785, BA 1 et BA 68 Anm.) sowie dessen uneingeschränkte Anerkennung des „guten Willens“ in ein kritisches Licht: Der Philosoph hatte im Rahmen des sein gesamtes Denken bestimmenden Interesses an der moralischen Dimension des Menschen die Gesinnung, nämlich den „guten Willen“ und die „Achtung vor dem Gesetz“ – also nicht die Auswirkungen einer solchen Einstellung auf das Handeln und die von diesem Betroffenen – als das Ausschlaggebende der Moral angesehen: „Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außer derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille“ (1785, BA 1). Und (1785, BA 3): „Der gute Wille ist nicht durch das, was er bewirkt, oder ausrichtet, nicht durch seine Tauglichkeit zu Erreichung irgend eines vorgesezten Zweckes, sondern allein durch das Wollen, d. i. an sich, gut, und, für sich selbst betrachtet, ohne Vergleich weit höher zu schätzen, als alles was durch ihn zu Gunsten irgend einer Neigung, ja, wenn man will, der Summe aller Neigungen, nur immer zu Stande gebracht werden könnte.“ Die Nützlichkeit oder Fruchtlosigkeit könne diesem Werte „weder etwas zusetzen, noch abnehmen.“

Kant forderte somit den „unbedingt“ (1785, BA 81) beziehungsweise den „schlechterdings guten Willen“. Er erläuterte „die Tauglichkeit der Maxime eines jeden guten Willens, sich

selbst zum allgemeinen Gesetze zu machen“ (1785, BA 95). Folgerichtig beurteilte der Philosoph (1790, A 407) selbst einen Menschen, der viele Talente besitze und mit diesen „einen nützlichen Einfluß auf das gemeine Wesen“ ausübe, aber keinen guten Willen besitze, als „ein verachtungswürdiges Objekt, wenn man ihn nach seinem Innern“ betrachte. Schopenhauer (1819 II, Kap. 31) bestärkte später, der gute Wille sei „in der Moral alles“, das auch im Gegensatz zur Kunst, in der der gute Wille „nichts“ und „allein das Können“ gelte.

Der „schlechterdings gute Wille“ bedeutete im Verständnis Kants (1785, BA 9 ss., BA 18 et BA 38; 1788a, A 54 et A 129) somit: „Echten moralischen Wert“ gewinnt eine Handlung nicht durch ihre Folgen, sondern durch die „Maxime, nach der sie beschlossen wird“, nämlich dadurch, daß sie „ohne alle Neigung, lediglich aus Pflicht“ unternommen wird. Das heißt: „Sittlichen Gehalt“ haben im Verständnis Kants nur die Handlungen, die „nicht aus Neigung, sondern aus Pflicht“ geschehen. Die Pflicht sei die „Notwendigkeit einer Handlung aus Achtung fürs Gesetz“ (1785, BA 14). Folgerichtig unterschied Kant (1797, I, AB 15) zwischen der „Legalität“ respektive der „Gesetzmäßigkeit“ einerseits und der „Moralität“ respektive der „Sittlichkeit“ andererseits. Als Legalität verstand der Philosoph die „bloße Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung einer Handlung mit dem Gesetze, ohne Rücksicht auf die Triebfeder derselben“. Moralität konstatierte Kant in dem Fall, in dem „die Idee der Pflicht aus dem Gesetze zugleich die Triebfeder der Handlung“ sei. Rigoros stellte er in diesem Sinne dem Handeln „gemäß der Pflicht“ das Handeln „aus Pflicht“ (1785, BA 25) gegenüber. Von solchem Rigorismus hatte Schiller (1793, 1.–3. Brief) das Recht der „lebendigen Empfindung“ abgehoben. Dementsprechend hatte der Dichter (*Xenien* 388, „Gewissenskrupel“) in seinem bekannten Distichon formuliert: „Gerne dien ich den Freunden, doch tu ich es leider mit Neigung, und so wurmt es mir oft, daß ich nicht tugendhaft bin.“

Kant hatte in seinen moralischen Erörterungen die vom moralischen Handeln Betroffenen also zumindest nicht in erster Linie im Auge. Der Philosoph sah es zwar als unsere „Pflicht“ an, „anderen Menschen nach unserem Vermögen wohlzutun“ (1797, II, A 41), er thematisierte aber primär das Individuum als ein mehr oder minder moralisch gesinntes und moralisch entscheidendes Wesen. Insofern entsprach Kant der christlichen Moral, die primär Einstellungen und Absichten von Individuen bewertet, die aufgerufen sind, sich mit einem gottgefälligen Lebenswandel den Zugang zum Himmelreich zu verdienen, und zwar unabhängig davon, ob ein solcher Lebenswandel als eine Garantie aufgefaßt oder als ein Umstand angenommen wird, der die Abhängigkeit von der göttlichen Gnade nicht in Frage stellt. Die ethische Nobilitierung der Einstellung und der Anstrengung begründete beziehungsweise Kants ausdrückliche Diskreditierung der Goldenen Regel – und mit ihr die Auswirkungen des Handelns – als „trivial“. Der (*Kantschen*) „Gesinnungsethik“ stellte Weber (1919, 50 ss.) dann die auf das manifeste Handeln und auf dessen Auswirkungen gerichtete „Verantwortungsethik“ gegenüber.

### Egoistisch motivierter Tierschutz

Anders als die übrigen Organismen ist der Mensch – zwar nicht in jedem Fall, aber grundsätzlich – in der Lage, die mo-

ralische Dimension seines Handelns und der Aktionen seiner Artgenossen zu empfinden, zu erkennen und zu beurteilen beziehungsweise eine solche Dimension in weitgehendem Einvernehmen mit den Mitgliedern seiner Gemeinschaft zu entwerfen. Bei manchen Individuen dürfte die moralische Aufmerksamkeit sich mehr als ein Erkennen, bei anderen mehr als ein Empfinden vollziehen. Generell ist von Übergängen zwischen den beiden psychischen Prozessen auszugehen, auch vom Verständnis und von der Interpretation von Empfindungen als Erkenntnisse.

Bemerkenswerter als dieser Zusammenhang ist für die vorliegenden Überlegungen: Manche Individuen konzentrieren sich in erster Linie auf ihre moralischen Empfindungen und ihre durch letztere bestimmten moralischen Leistungen. Andere haben vornehmlich die Auswirkungen ihres Handelns auf die von diesem Betroffenen im Auge, lassen sich von dieser Sicht zu ihren Aktionen animieren. Letztere tun das mit Rücksicht auf die Interessen der Betroffenen sowie aufgrund des ihnen zumindest grundsätzlich gegebenen Vermögens, gemäß erkannten und mit Empathie beurteilten Auswirkungen zu handeln. Derart tätig zu werden, heißt in manchen Fällen auch, gegen die dem eigenen Vorteil gehorchende Neigung zu agieren. Dieses Vermögen – wie gesagt, grundsätzlich – zu explizieren, schließt nicht aus, sich der Grenzen bewusst zu bleiben, in denen dem Menschen dessen Anwendung gelingt. Der Zurückstellung des eigenen Vorteils zugunsten des Wohls der vom Handeln Betroffenen bedarf es glücklicherweise in den Fällen nicht, in denen die Interessen der beiden Beteiligten konvergieren oder de facto – und nicht nur mit argumentativem Geschick – in Übereinstimmung gebracht werden können. Das gilt unter anderem für einen beträchtlichen Bereich der Mensch-Pferd-Beziehungen. Im egoistisch motivierten Tierschutz (Meyer 2002) – im Kantschen Verständnis stellt er kein spezifisch „moralisches“ Handeln dar – mindert der Mensch, wie bereits angesprochen, de facto die mit der Nutzung einhergehende Beeinträchtigung der Gesundheit und des Wohlbefindens des Tieres. Er tut dies aber nicht altruistisch, sondern zur Optimierung der Nutzung, nämlich in der Absicht, häufig „unter anderem“ in der Absicht, die Minderung der Leistung des Pferdes durch die Beeinträchtigung von dessen Gesundheit und/oder dessen Wohlbefinden zu vermeiden. Nur eine begrenzte Anzahl von Menschen ist in der Lage und bereit, ihre Interessen konsequent zugunsten des Wohls des Pferdes zu modifizieren. Bald lässt die Entwicklung des altruistischen Empfindens eine zuvor praktizierte Nutzung aufgeben, bald tun das aus einem veränderten Interesse resultierende und diesem entsprechende, für die Auswirkungen des Handelns aber irrelevante Motive.

Grundsätzlich kennzeichnet den Menschen sowohl die mit extremer ökonomischer Rationalität betriebene Nutzung von Tieren inklusive des Versuchs, sich von der Verantwortung für die diesen zugefügten Schmerzen, Ängste, Leiden und Schäden zu entlasten, als auch das Mitgefühl mit den Deprivierten inklusive des Verzichts auf die Nutzung. Der homo sapiens ist der durch die weitgehende Evolution des moralischen Empfindens ausgezeichnete Organismus und gleichfalls der ausschließlich gemäß dem Prinzip „Effizienz“ agierende Wildbeuter. Mit dieser Charakterisierung verbindet sich die Frage, inwieweit und bei welchem psychischen Einsatz die vorgegebene biologische Konstitution dem Menschen – von

den ethisch Virtuosen abgesehen – erlaubt, dem Postulat des konsequenten Schutzes der Tiere zu entsprechen.

## Der rigorose Schutz und die Rechtfertigung der Nutzung

Bei der Gewährleistung der Einsatzfähigkeit des Pferdes durch eine Nutzung, die die Beeinträchtigung der Gesundheit und des Wohlbefindens möglichst weitgehend ausschließt, richtet und richtet die Aufmerksamkeit der meisten Menschen sich de facto in erster Linie auf die Schäden, nämlich auf die offensichtlichen Schäden und die weiteren die Leistungsfähigkeit eindeutig und erheblich mindernden gesundheitlichen Minusvarianten. In den Überlegungen, in den Argumentationen sowie in den Intentionen der Besitzer war und ist die Sorge um das Wohlbefinden in anscheinend zunehmendem Ausmaß zwar ebenfalls präsent, in praxi häufig aber weniger mit effizienten Maßnahmen als mit stellvertretenden Aktionen in Form von Leckerlis und weiteren Modi der Zuwendung nach menschlichem Maßstab respektiert. Letzteres wird durch das – abgesehen von weitgehend offensichtlichen Phänomenen wie einem erheblichen Schmerz, der „Müdigkeit“ oder der „Resistenz“ – nur schwer ermittelbare Ausmaß der Minderung der Leistungsfähigkeit durch belastende Befindlichkeiten bedingt. Noch weniger gesichert sind die Annahmen über die Förderung des Einsatzes durch ein explizit angenehmes Befinden, sofern man letzteres nicht mit der generellen oder der situationsbedingten Entfaltungsbereitschaft, zum Beispiel mit dem „Stallmut“, verwechselt. Unabhängig von ausgesprochen markanten Einflüssen auf das Verhalten und speziell auf die geforderte Leistung ist dem Menschen das Erkennen der Befindlichkeiten der Artfremden im allgemeinen und der Befindlichkeiten des Pferdes im besonderen weitgehend unterbunden. Dementsprechend findet der homo sapiens sich mit Analogien ab, Analogien, die von seinem eigenen Verhalten und seinen eigenen Befindlichkeiten ausgehen und deren Tragfähigkeit er nur bei Unterstellung solcher Analogien pragmatisch zu verifizieren vermag.

Auf der Basis der Annahme analoger Verläufe sowie aufgrund der Überzeugung, mit diesen die psychischen Zustände und Prozesse des anderen Lebewesens zutreffend zu erfassen, sind Menschen allerdings in der Lage und bereit, ein Mit-Gefühl für die angenehmen wie insbesondere für die unangenehmen Befindlichkeiten von Tieren, speziell von ihren Tieren, zu entwickeln. Sie sind in der Lage und bereit, sich von ihrer Empathie zu programmatischen Postulaten und – in Abstimmung mit ihren eigennützigen Interessen – zu diesen entsprechendem handfestem Handeln animieren zu lassen. Die Neigung zu solchem, in der Regel als altruistisch kategorisiertem Tierschutz ist bei den verschiedenen Individuen unterschiedlich stark ausgebildet, unter anderem abhängig von angeborenen und erworbenen Dispositionen sowie von bestimmten Weisen der handfesten Begegnung mit Tieren, so vom Umgang mit Tieren zur Sicherung des Lebensunterhalts oder von einem solchen Umgang zur luxurierenden Daseinsgestaltung. Zudem hängt die Neigung zu altruistischem Tierschutz von der mehr oder minder intensiven Bereitschaft der verschiedenen Individuen ab, die moralische Berechtigung der Nutzung wie die der Ausnutzung eines anderen Lebewesens zu reflektieren, und zwar losgelöst von den eigenen Interessen, das heißt nicht selten auch, gegen solche. Eine derartige Reflexion

– nicht zu verwechseln mit der bei verschiedenen Tierarten beobachteten (intraartlichen) Tötungshemmung – ist, wie gesagt, eine Errungenschaft des Menschen, nach dem derzeitigen Erkenntnisstand der kritischen Wissenschaft nämlich auf anderen Stufen der Evolution nicht entwickelt. Die – artfremde empfindungs- und leidensfähige Organismen einschließende – moralische Reflexion, die ihr entsprechende Empathie und das ihr entsprechende Handeln lassen sich, wie gesagt, als Ausweitungen, als Übertragungen der Normen des zwischenmenschlichen Handelns, speziell der Goldenen Regel, verstehen. Die Ausweitungen respektive Übertragungen lassen sich zudem als Verfahren begreifen, die Interessen und die Ansprüche der unterschiedlichen Arten miteinander zu vereinbaren, dies in der Regel und/oder weitgehend auf der Basis der Machtdifferenz der Beteiligten, hier nämlich weitgehend auf der Basis der eindeutigen Dominanz des Menschen. Auch diese interartliche „Regelung“ arrangieren Menschen analog zu den Normen des zwischenmenschlichen Handelns bei der gegebenen Virulenz von divergierenden Interessen und divergierenden Machtpositionen. Das heißt auch: Das im Rahmen der Nutzung verfolgte Ziel der Unterbindung von Leiden und Schäden des Pferdes gewährleistete ursprünglich und gewährleistet weiterhin vor allem die Einsatzbereitschaft und die Leistungsfähigkeit des Equiden. Unabhängig von diesem Interesse, also auch gegen dieses, entwickelte sich und entwickelt sich der Schutz des Tieres in der Regel erst sukzessive und in Grenzen. Die Forderung des rigorosen Schutzes ist die Domäne der von der handfesten Nutzung Entlasteten, die Praxis des rigorosen Schutzes läuft darauf hinaus, die Nutzung – ohne die (nicht erreichbare), nämlich unabhängig von der Zustimmung der Betroffenen – ausschließlich bei gänzlicher Vermeidung von Leiden und/oder Schäden) moralisch zu akzeptieren. Das heißt dann auch, die Möglichkeit einer Rechtfertigung des Risikos der physischen und/oder psychischen Beeinträchtigung – so zum Beispiel die Rechtfertigung durch das im deutschen Tierschutzrecht zentrale Kriterium des „vernünftigen Grundes“ – zu unterbinden.

Da Einbußen der Gesundheit und des Wohlbefindens bei einer Nutzung, insbesondere bei den verbreiteten Modi der Nutzung, nicht generell zu vermeiden sind, besagt das ohne Ausnahmen erhobene Postulat des Schutzes de facto also, das Unterbinden der Nutzung einzuklagen. Beim Plädoyer für diese Position ist freilich zu bedenken: Bei einem Leben fern der Einwirkung durch den Menschen sind (speziell durch Inaktivität des Organismus bedingte) Beeinträchtigungen der Gesundheit und des Wohlbefindens gleichfalls nicht auszuschließen. Selbst diverse mit dem Altern einhergehende physiologische Prozesse lassen sich zumindest auch als eine Reduktion der unbeeinträchtigten Funktionsfähigkeit der somatischen Organe sowie der psychischen Verläufe verstehen.

### Der konsequente Schutz und die Kompromisse

Eine allgemeinverbindliche moralische Rechtfertigung ist somit sowohl für die (mehr oder minder eingeschränkte) Nutzung als auch für deren Unterbindung derzeit nicht zu leisten. Die eine wie auch die andere Position lässt sich mit allgemeinverbindlicher Begründung nicht beanspruchen. Dieser Aporie entspricht die Koexistenz unterschiedlicher Auffassungen, auch der Dissens der Argumentationen und der Pragmatis-

mus, dessen sich sowohl die Befürworter als auch die Gegner der Nutzung bedienen, nicht zuletzt der Verzicht auf rigorose Positionen, der das deutsche Tierschutzgesetz kennzeichnet.

Der Kompromiss zwischen dem Schutz der Tiere einerseits und deren Nutzung andererseits reicht in den meisten Gesellschaften recht weit. Die Menschen verfahren bei dieser Vereinbarung, wie gesagt, in der Regel derart, daß ihre Interessen weitgehend gewahrt bleiben. Diverse Modi depravierender und schädigender Haltung und Nutzung von Tieren werden selbst gesetzlich nur begrenzt eingeschränkt, das Töten und Verspeisen der empfindungsfähigen Lebewesen insbesondere im Fall von deren – zumindest anscheinend – belastungsarmer Haltung und Schlachtung ohne handlungsbestimmende Skrupel gesichert. Solches Vorgehen bleibt sogar in den Fällen akzeptiert, in denen den Menschen andere Modi ihrer Ernährung möglich und die dafür erforderlichen Ressourcen verfügbar sind.

Im deutschen Grundgesetz (Artikel 20a) ist der „Tierschutz“ seit dem Jahre 2002 verankert. Ähnlich strikt und ähnlich uneingeschränkt wie das Gesetz – insbesondere mit dem Begriff „unantastbar“ – den Schutz eines von religiösen Überzeugungen ausgehenden Phänomens wie die „Würde“ des Menschen fordert, tut es dies mit dem Staatsziel „Tierschutz“ nicht. Das deutsche Tierschutzgesetz (§ 1) – ein vom Strafgesetzbuch losgelöstes Tierschutzgesetz existiert in Deutschland seit 1933 – verlangt den rigorosen Schutz der Tiere, wie gesagt, bezeichnenderweise „nur“ unter einer bestimmten Bedingung, nämlich nur beim Fehlen eines „vernünftigen Grundes“: „Niemand darf einem Tier ohne vernünftigen Grund Schmerzen, Leiden oder Schäden zufügen.“ Das Gesetz schränkt die Schutzvorschrift somit ein, obwohl es das Tier als „Mitgeschöpf“ qualifiziert, die „Verantwortung“ des Menschen für das derart bestimmte Lebewesen feststellt und die Gewährleistung von dessen Leben und Wohlbefinden entsprechend dieser Verantwortung verlangt.

In „positiver“ Formulierung bedeutet der erste Satz des deutschen Tierschutzgesetzes: Sofern man mit „vernünftigem Grund“ handelt, darf man Tieren Schmerzen, Leiden oder Schäden zufügen, jedenfalls Schmerzen, Leiden oder Schäden von begrenzter Intensität und begrenzter Dauer. Den „vernünftigen Grund“ definierte der Gesetzgeber ursprünglich vor allem negativ, nämlich als eine Absicht, die sich sowohl von der Willkür als auch von der Roheit abhebt. In überspitzter Formulierung bedeutet das: Handelt man nicht „aus Roheit“ und nicht „willkürlich“, dann muss man das Tier nicht konsequent schützen.

Den Hintergrund für die relativ weitgehende Einschränkung des Schutzes der Tiere bildet, wie gesagt, das fortbestehende und akzeptierte Interesse des Menschen, Tiere zu nutzen. Dementsprechend soll der Schutz der Tiere mit deren Nutzung vereinbar sein, das heißt, das Gesetz soll die Nutzung der Tiere durch den Menschen nicht grundsätzlich in Frage stellen, nicht (zu) weitgehend einschränken.

### Natürliche Neigungen und menschliche Anregungen

Zu den pragmatischen Verfahren der Vereinbarung von Tiernutzung und Tierschutz gehört es gleichfalls, verschiedene Modi der Nutzung nach dem Kriterium des Ausmaßes der Belastung

des Tieres voneinander abzuheben und für die – aktuell und langfristig – möglichst belastungsarme Variante zu plädieren, und zwar trotz des Wissens um die meist unterschiedliche Beurteilung dieses Faktors durch die Befürworter der Nutzung einerseits und die Gegner andererseits. Im Hinblick auf die reiterliche Nutzung des Pferdes erstreckte sich das theoretische wie das praktische Bemühen um einen belastungsarmen Modus meist auf die unterschiedlichen Weisen des Einsatzes unter dem Reiter, auf unterschiedliche reiterliche Ziele sowie auf die unterschiedlichen Weisen, die Ziele durch reiterliche Einwirkung zu erreichen. In diversen Reitlehren wird dieser Komplex in extenso behandelt, wird die vertretene Doktrin meist von ineffizienten und darüber hinaus von Schulen abgehoben, die vermeidbaren physischen und/oder psychischen Stress provozieren.

In den letzten Jahren zunehmend vertretene Auffassungen zum Mensch-Pferd-Verhältnis beschränken sich, wie gesagt, nicht auf den Vergleich unterschiedlicher Weisen der reiterlichen Nutzung. Vermehrt und intensiver als in der Vergangenheit implizieren sie den Vorwurf, Reiterinnen und Reiter, insbesondere die leistungssportlich agierenden, belasteten zu ihrem „Vergnügen“ Pferde gegen deren natürliche Dispositionen. Bald wird diese Anklage pauschal mit der Beeinträchtigung der Gesundheit und des Wohlbefindens der Tiere begründet, bald mit dem Hinweis auf bestimmte Schäden, bald mit dem Argument der krankheitsbedingt begrenzten Einsatzzeit zahlreicher Sportpferde. Zudem wird in solchen Anklagen nicht selten auf die Alternative eines Daseins in freier, in vom Menschen arrangierter weitgehend freier Natur hingewiesen und mit dieser Anmerkung von der Möglichkeit einer glücklichen Existenz bei ungetrübter Gesundheit bis ins hohe Alter ausgegangen. Der Kritik an der derzeit üblichen Nutzung stellen die Befürworter des Reitens neben den mit diesem gegebenen affektiven, sozialen und auch mentalen Anregungen des Pferdes vor allem die Förderung von dessen Fitness gegenüber, nämlich einer Fitness, die – im Fall von der Konstitution des Tieres gemäßen Anforderungen – derjenigen entspreche, mit der Menschen durch (mit „Anstrengungen“ verbundene) sportliche Aktivität ihre Gesundheit und ihr Wohlbefinden fördern.

Ein Pferd sozial und mental „anzuregen“, heißt hier: In der Begegnung mit dem Menschen erfährt der Equide – wie auch immer erlebte – Reize, mit denen er bei anderen Haltungs- und Nutzungsmodi ebenso wie in seinem natürlichen Biotop nicht konfrontiert wird. Solchen Reizen unterstellen vor allem die zur Empathie neigende Interpreten, sie sprächen das Pferd in seiner natürlichen Aufmerksamkeit, in seiner natürlichen Erkundungsbereitschaft, in seiner natürlichen sozialen Neigung, in seiner natürlichen Reaktionsbereitschaft, in seinem natürlichen Bewegungsantrieb sowie in seiner natürlichen Funktionslust an. Als angenehme „Bereicherung“ lassen sich solche Reize insbesondere verstehen, wenn man mit Goodwin (1999, 15ss.) und wohl auch mit McGreevy et al. (2009, 13) eine Prädisposition des Pferdes für interartliche Begegnungen respektive mit von Hünersdorf (p 8 et 39 ss.) eine natürliche Neigung zum Kontakt mit dem Menschen annimmt.

### Die Bilanz der veterinärmedizinischen Fakten

Gegen das idyllische Bild eines von menschlicher Einwirkung freien, in „heilem“ Zustand stabilisierten Lebens in der „frei-

en“ Natur wird einerseits bezweifelt, dass ein solches Dasein wirklich so ungetrübtermaßen verlaufen kann und verläuft, wie es die Gegner der reiterlichen Nutzung des Pferdes häufig zeichnen; andererseits wird in Frage gestellt, ob der Dienst unter dem Sattel – von Extremen abgesehen – das Pferd wirklich in dem Maße belastet, in dem die Kritiker das darstellen. Angesichts der weitgehend kontroversen Positionen liegt die Anregung respektive das Postulat nahe, dem mit dem reiterlichen Einsatz verbundenen psychischen Engagement und dem derart erreichten Fitnesszuwachs in einer ideologiefreien Recherche die mit den üblichen Modi der Nutzung einhergehenden Beeinträchtigungen von Gesundheit und Wohlbefinden gegenüberzustellen, so auch bei den „naturnah“ respektive den „wild“ gehaltenen Pferden zu verfahren und die Resultate der beiden Forschungsbereiche miteinander zu vergleichen. Der gedankliche Entwurf unterstellt die zumindest weitgehende Möglichkeit, die eufunktionalen und die dysfunktionalen Akzente des Lebens eines Pferdes fern der reiterlichen Nutzung (weitgehend) objektiv zu ermitteln, das gleiche bei einem Leben mit reiterlicher Nutzung zu tun, die unterschiedlichen Auswirkungen der einen und die der anderen Existenzweise in einer Art Bilanz zusammenzufassen und auf dieser Basis die reiterliche Nutzung mit der meist herangezogenen Alternative eines vom Dienst unter dem Sattel freien Lebens zu vergleichen. Die – aufgrund veterinärmedizinischer Fakten ermittelten – Bilanzen und deren Gegenüberstellung könnten ein empirisch abgesichertes Wissen darstellen, das dabei hilft, die ideologischen Positionen zur moralischen Rechtfertigung des Reitens einerseits und zu dessen moralischer Diskreditierung andererseits zu relativieren und dann auch zu überwinden.

Mit der Kennzeichnung dieses Konzepts als eines idealen Entwurfs geht hier die Überzeugung einher, die skizzierte Aufgabe sei von der Veterinärmedizin in deutlich weitergehendem Maße zu leisten, als es bisher geschehen ist, auch die Überzeugung, die Veterinärmedizin könne zum skizzierten Komplex – das heißt zunächst, zu verschiedenen Teilbereichen dieses Komplexes – empirisch abgesicherte Aussagen machen und damit die ideologischen Urteile als interessenbedingte Präjudizien diskreditieren. Mit der Kennzeichnung dieses Konzepts als eines idealen Entwurfs geht zudem die Überzeugung einher, das Ziel, einen abgesicherten Wissensstand für eine interessenunabhängige Erörterung zu schaffen, lasse sich gewiss in einem relevanten Ausmaß erreichen, wenn man bereit ist, sich ihm – bei allen Schwierigkeiten – sukzessive anzunähern, und zwar ausgehend von der validen pragmatischen Operationalisierung einzelner organischer Funktionen und der Beschreibung von deren eufunktionalen sowie deren dysfunktionalen Zuständen respektive Prozessen bei den Pferden unter dem Sattel einerseits und den fern der reiterlichen Nutzung lebenden andererseits. Dabei wäre unter anderem der komplexe, meist vorwissenschaftlich verwendete Begriff „Gesundheit“ durch die Inexistenz von „Krankheit“, nämlich von dysfunktionalen Zuständen und/oder Prozessen, zu operationalisieren, und zwar von aktuellen wie von in der jüngeren Vergangenheit beobachteten Zuständen und Prozessen.

Zur Pragmatik einer solchen Forschung dürfte es unter anderem gehören, sich trotz der Anerkennung der Existenz und der Relevanz von psychischen Zuständen und Prozessen gewiss in deren ersten Stadien einer solchen Recherche – vermutlich auch weitergehend – auf die mit objektiven Methoden ermit-

telbaren physischen Phänomene zu beschränken, das heißt, zugunsten der Absicherung der Aussagen (mit den Mitteln und nach den Maßstäben heutiger veterinärmedizinischer Erkenntnis) sowie des mit diesen rechtfertigten Anspruchs auf die methodisch problematische Ermittlung von Befindlichkeiten zu verzichten. Gestützt würde ein solches Verfahren durch den meist sich einstellenden Niederschlag gravierender und anhaltend wirkender Befindlichkeiten, insbesondere derartiger belastender Befindlichkeiten, in somatischen Symptomen. Die für eine solche Forschung erforderliche Pragmatik dürfte gleichfalls das Bemühen implizieren, die Differenzierung der Arten eufunktionaler und die dysfunktionaler Prozesse bei den verschiedenen organischen Leistungen zu begrenzen, das heißt, quantifizierbare Operationalisierungen im Auge zu haben.

### Vorliegende Resultate und hilfreiche Pragmatik

Gewiss für die ersten Stadien einer solchen unter anderem durch ihren beträchtlichen Umfang gekennzeichneten Forschung dürfte es sich über das zuvor Gesagte hinaus empfehlen, die in der Literatur vorliegenden abgesicherten Erkenntnisse über den „Gesundheits“zustand reiterlich genutzter Pferde einerseits und der fern von reiterlicher Nutzung lebenden andererseits zusammenzustellen und hinsichtlich der Repräsentativität ihrer Aussagen kritisch zu sondieren. Bei diesen Recherchen würde die Aufmerksamkeit unter anderem auf die Unterschiedlichkeit der verschiedenen natürlichen oder naturnahen „Haltungen“ gelenkt werden, auch auf die hinsichtlich ihrer Auswirkungen unterschiedlichen Modi reiterlicher Nutzung. Zugleich würden die Recherchen mit den Weisen vertraut machen, in denen veterinärmedizinische Untersuchungen solche Unterschiede bisher schon berücksichtigten, in ihren Auswirkungen beschrieben und sich zugleich um die Repräsentativität ihrer Aussagen bemühten. Das Konzept der skizzierten Forschung unterstellt also keinen simplen Vergleich der reiterlich genutzten und der fern von solcher Einwirkung lebenden Pferde; es unterstellt nicht die Homogenität der einen und die der anderen Population. Pragmatischer Verfahren zur Behandlung des Problems der Repräsentativität der Stichproben und der bestimmte Populationen betreffenden Aussagen bedient sich gleichfalls die Humanmedizin immer wieder, zum Beispiel die Arbeitsphysiologie, wenn sie die Anfälligkeit von in bestimmten Berufen Tätigen für bestimmte Schäden generell quantifiziert und darüber hinaus die Inzidenz solcher Schäden bei unterschiedlichen Bedingungen des Biotops oder bei unterschiedlichen Prädispositionen der betroffenen Individuen erfaßt.

Das Plädoyer für eine solcher Forschung insbesondere in ihren ersten Stadien hilfreiche Pragmatik soll nicht heißen, Phänomene wie die erheblichen Unterschiede in der Art und der Intensität der reiterlicher Anforderungen, wie die aus regelmäßiger Bewegung resultierende Fitness oder die Disposition für Krankheiten und Schäden (aufgrund einer dem natürlichen Bedarf nicht entsprechenden Haltung) außer Acht zu lassen. De facto wird die Auswahl der berücksichtigten Stichproben Kompromisse mit dem Ideal von möglichst einheitlichen Populationen erfordern, nämlich von Populationen, bei denen besonders markante Ausprägungen der verschiedenen relevanten Einflussfaktoren zunächst ausgeschlossen

werden müssten. Zur weitergehenden Förderung praxisrelevanter Aussagen wird es allerdings erforderlich sein, die verschiedenen Modi der naturnahen Haltung ebenso wie solche der reiterlichen Nutzung speziell in den Fällen zu respektieren, in denen sie gemäß der verbreiteten Überzeugung und/oder nach dem Urteil von Fachleuten als ausgesprochen belastungsarm oder ausgesprochen belastungsreich angesehen werden. In fortgeschrittenen Stadien der Forschung müssten die verschiedenen Weisen der naturnahen Haltung und die unterschiedlichen Biotope von „Wild“pferden ebenso wie die unterschiedlichen Weisen der reiterlichen Nutzung vor allem mit dem Ziel der Ermittlung der belastungsarmen Modi in die Untersuchungen einbezogen werden.

### Reitmeister und Veterinärmediziner

Zur Realisierung des skizzierten Konzepts dürfte es, wie gesagt, beitragen, die sowohl von Reitmeistern als auch von Veterinärmedizinern bereits festgestellten Auswirkungen der reiterlichen Nutzung kritisch zu respektieren, und zwar bei möglichst weitgehender Beachtung der Validität, der Reliabilität und der Repräsentativität solcher Aussagen. Die in der hippologischen Literatur beschriebenen Erfahrungen sowie die in der veterinärmedizinischen Forschung vorliegenden Resultate betreffen überwiegend die Nutzung des Pferdes unter dem Sattel, in der Minderzahl die „wilde“ respektive die „naturnahe“ Haltung. Bald bestehen die Aussagen in allgemeinen Feststellungen zur reiterlichen Nutzung, bald referieren sie vorwissenschaftliche Beobachtungen; bald informieren sie über die Ergebnisse von Untersuchungen zu speziellen Modi des Einsatzes sowie zu Auswirkungen in speziellen Funktionsbereichen des Organismus „Pferd“. Auf verschiedene allgemeine Statements soll hier – in Anlehnung an eine frühere Publikation über die Belastung des Pferdes durch den Einsatz unter dem Reiter (Meyer 2015) – exemplarisch hingewiesen werden, freilich auf Aussagen, die, wie gesagt, in der hier vorgeschlagenen Forschung der rigorosen Überprüfung und Gewichtung bedürfen. Gleichwohl können solche Stellungnahmen dazu beitragen, sich der unter anderem in der Veterinärmedizin verbreiteten Divergenz der Auffassungen zur reiterlichen Nutzung des Pferdes bewusst zu werden respektive bewusst zu bleiben.

Zu den auf die verschiedenen Funktionsbereiche sich erstreckenden Untersuchungen lässt sich hier anmerken: Die Mehrzahl dieser Recherchen ermittelte – der Veterinärmedizin entsprechend – Krankheiten und/oder Schäden in mehr oder minder starkem Ausmaß, Krankheiten und/oder Schäden, die bei der Mehrzahl der Organe – vom Maul über den Hals und den Rücken bis zu den Fesseln der Hintergliedmaßen – mit diversen Interdependenzen der einzelnen Symptome – festgestellt wurden, in aller Regel zurückgeführt auf intensive – also nicht auf mäßige – Weisen der reiterlichen Nutzung. Die generellen Aussagen betrafen und betreffen meist Funktionssysteme wie die Respiration, den Magen-Darm-Trakt oder die Bewegungsorgane.

Konstatiert werden in zahlreichen Untersuchungen zudem Leiden, Verhaltensstörungen und Schäden, die bei (den in den üblichen Weisen gehaltenen) Reitpferden verbreitet sind, das heißt, die nicht nur bei extrem genutzten, sondern bei unter der Last eines Reiters gehenden Equiden regelmäßig in einem

quantitativ und qualitativ mehr oder minder beträchtlichen Ausmaß auftreten. Mit letzterer Aussage werden Auswirkungen der beschriebenen Art grundsätzlich auf die Bewegungsentfaltung unter dem Reiter zurückgeführt, wird indirekt aber auch das weitergehende Ausmaß solcher Auswirkungen im Fall exzessiver Nutzung festgestellt. Die Mehrzahl der kritischen Aussagen über die Belastung des Pferdes durch die Nutzung berücksichtigt: Die meisten dieser Pferde werden eine beträchtliche Zeit ihres Lebens in relativ kleinen, kontinuierliche Bewegung unterbindenden Ställen gehalten, und zwar bei einer Ernährung, die sich in der Art wie im Ausmaß deutlich vom 12–18 Stunden in Anspruch nehmenden Fressen von Gräsern auf ausgedehntem Weideareal unterscheidet. Der physische Stress des Organismus durch diese Haltung und Ernährung verbindet sich mit dem durch die Nutzung. Das den größeren Teil der Population der Reitpferde betreffende Ausmaß solcher Belastungen dokumentierte exemplarisch eine Umfrage in Großbritannien: Knapp ein Drittel der berücksichtigten Individuen hatte ein anhaltendes oder wiederkehrendes Gesundheitsproblem (Mellor et al. 2001, 417 ss.). Dabei waren die von Besitzern eingeräumten Beeinträchtigungen ihrer Pferde bemerkenswert geringer als die in veterinärmedizinischen Untersuchungen festgestellten (Chandler und Mellor 2001, 217). Dem entspricht das mit der vorwissenschaftlichen Erfahrung übereinstimmende Resultat einer weiteren Untersuchung, nämlich die Neigung von Besitzern, manche Schäden ihrer Pferde nicht mit einem Leiden der Tiere zu verbinden. Das heißt: Die Anzahl der von Besitzern festgestellten klinisch relevanten Symptome war größer als die Anzahl der gesundheitlichen Beeinträchtigungen, von denen die Besitzer annahmen, die Pferde würden von ihnen psychisch beeinträchtigt (Ireland et al. 2011, 42).

### Die Verknüpfung von Nutzung und Haltung

Vor allem auf die Haltung und die Ernährung in häufig stadtnahen Gebieten wird die in den derzeit untersuchten Pferdepopulationen weite Verbreitung von Erkrankungen der Atmungsorgane, des Magen-Darm-Trakts sowie der Haut zurückgeführt (Kaneene et al. 1997, 277 ss.). Bei der Erkrankung der Atmungsorgane werden insbesondere die Endotoxin-Konzentration im Stall und im Futter (Heu), weiter geringe Frischluftzufuhr, mangelnde Bodenbelüftung, fehlender oder zu kurzer Weidegang, Luftverschmutzung in urbanisierten Gebieten sowie Infektionen in frühen Phasen des Lebens als verursachende Faktoren beschrieben (Hotchkiss et al. 2007, 306 s.; Whittaker et al. 2009, 293 ss.; Berndt et al. 2010, 54 ss.). Den Pferdebesitzern sind die aus der Haltung und der Ernährung resultierenden Belastungen häufig nicht hinreichend bewusst, in manchen Fällen auch weiterhin unbekannt. Das unzureichende Wissen und die begrenzte Aufmerksamkeit verbinden sich nicht selten mit der Überzeugung, eventuell bestehende und/oder unbestimmt eingeräumte Beeinträchtigungen durch die Haltung, die Ernährung und die Nutzung mit Hilfe besonders reichlichen sowie besonders „qualifizierten“ Futters kompensieren zu können. Diese Praxis macht das Übergewicht bei den Sport-, bei den Zucht- und auch bei den Freizeitpferden – der Anteil der betroffenen Individuen an der Gesamtpopulation wird auf um die 50% beziffert – sowie die mit der Adipositas einhergehenden Folgeerkrankungen zu veterinärmedizinischen Dauerproblemen (Wyse et al. 2008, 590

s.; Dugdale et al. 2010, 600 ss.; Stephenson et al. 2011, 131). Insbesondere bei heranwachsenden Pferden bedingt das durch die Überversorgung verursachte Missverhältnis zwischen der Körpermasse und dem stützenden Knochengewebe pathologische Entwicklungen.

Auf die Belastungen des Pferdes durch die Haltung, die Fütterung und die Nutzung einzugehen, bedeutet für die meisten veterinärmedizinischen Autoren nicht, eine von Gefahren, Krankheiten und Beschwerden freie natürliche Existenz des Equiden zu unterstellen. Es besagt zudem nicht, den gesundheitlichen Stress respektive den „struggle for life“ (Darwin 1859, Titel) im natürlichen Biotop des Pferdes zu ignorieren und die gesundheitlichen Profite zu übersehen, die das vom Menschen geschaffene Obdach, die vom Menschen gewährleistete Ernährung, das vom Menschen arrangierte körperliche Training sowie die vom Menschen entwickelte Medizin gewiss diversen Pferden beziehungsweise den Pferden in diversen Situationen verschafft.

### Biomechanisches Design und Nutzung

Die zuvor zitierten religiösen und philosophischen Interpretationen des Ursprungs des Pferdes und der Legitimität seiner Nutzung legten insbesondere den veterinärmedizinisch orientierten Reitmeistern nahe, die Förderung dieser Nutzung durch die anatomische und die physiologische Konstitution des Equiden näher zu beschreiben. Dementsprechend erläuterte – nach dem Vorbild des Stallmeisters Fugger (1584, 3) und dem von weiteren Lehrern der frühen Neuzeit – noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts Schoenbeck (1908, 67 ss.) konkret und mit verschiedenen Details die Eignung des Pferdes für den Einsatz unter dem Sattel: „Die Geschmeidigkeit des langen, aufwärts getragenen, nach vorn geneigten Halses, der überaus tragfähige, elastische Rücken, der leicht heranzunehmende Kopf, die mit einem außerordentlich kräftigen Muskel- und Sehnenapparat versehenen Beine stampeln das Pferd in erster Linie zum Reittier, und die Schönheit seiner Formen und Konturen unterstützt diesen Zweck aufs wesentlichste.“ Selbst die Kinngrube soll „speziell zum Anlegen der Kinnkette geschaffen“ worden sein, nämlich als „Kinnkettengrube“.

Von solchen auf kreationistischen Lehren beruhenden Überzeugungen sind die um empirische Orientierung bemühten Analysen der Disposition des Pferdes für die reiterliche Nutzung zu unterscheiden, in Grenzen zum Beispiel die von Hertsch (1999, 23): „Das Haustier Pferd ist aufgrund seines Körperbaus wie kaum ein anderes Tier zum Tragen von Lasten auch mit großer Geschwindigkeit sowie auch zum Springen geeignet. Kraft, Geschwindigkeit und Ausdauer sind die hervorstechenden Merkmale des Pferdes, woraus sich die Eignung als Dressur-, Spring- und Vielseitigkeitspferd ergibt.“

Budiansky (1997, 144 ss.) konstatierte die aus biomechanischer Sicht „außergewöhnliche Effizienz der mechanischen Konstruktion“ des Pferdes im Hinblick auf die unter dem Sattel und vor dem Wagen üblicherweise verlangten Tempo- und Distanzleistungen. Seine Konstruktion erlaube es dem Pferd, den relativ schweren Körper auf den relativ langen und leichten Beinen über eine relativ lange Strecke in bemerkenswertem Tempo bei relativ geringem Energieverbrauch zu tragen

und sicher in der Balance zu halten. Zum derart verstandenen außergewöhnlichen biomechanischen „Design“ des Pferdes gehören unter anderem die – bei weitgehend stabilisierter Wirbelsäule – relativ flachen und deshalb energieeffizienten Bewegungen seiner Beine. Grundsätzlich bestärkte *Erber* (2012, 12): „Horses are excellently prepared for high performance in equestrian sports but, besides the physical demands, they need to adapt to the psychological requirements of training and competition.“

### Der richtige Gebrauch der Gliedmaßen

Bei verschiedenen Interpretationen lief die Verbindung des veterinärmedizinischen Wissens und der reittheoretischen Kenntnisse auf die (meist von den angeborenen Dispositionen des Pferdes ausgehende) Überzeugung hinaus, „richtige Dressur“ schone und kräftige die Beine des Pferdes, während „falsche“ sie ruiniere. Die mit diesem Resultat betriebene Verbindung von veterinärmedizinischem Wissen und reittheoretischer Kenntnis bestätigte das Verständnis des Reitens als eines medizinischen, nämlich prophylaktischen und/oder therapeutischen Verfahrens (von *Dreyhausen* 1931b, 44). Sie bestärkte die bereits von *Steinbrecht* und *Plinzner* (1886, 1 ss.) formulierte These: Der „denkende Reiter“ ist imstande, „durch Tätigmachen des Rückens die Beine besser und dauernder zu kurieren, als medizinische Mittel es vermögen“. Laut *Steinbrecht* und *Plinzner* kann die Arbeit im Sattel nur dann sachgemäß und erfolgreich verlaufen, wenn sie „auf einem eingehenden Verständnis für die Natur des Pferdes und einer genauen Kenntnis seines Körperbaus“ beruht. Der Erfolg setze zudem einen „zweckentsprechenden, naturgemäßen Sitz“ des Reiters sowie den aus diesem resultierenden „richtigen Gebrauch der Gliedmaßen“ voraus. Bei dieser Feststellung erläuterten die Reitmeister den „Erfolg“ funktional sowie medizinisch-prophylaktisch, nämlich als die mit einem Minimum an Hilfen gesicherte Einsatzbereitschaft des Pferdes sowie als dessen größere Leistungs- und längere Dienstfähigkeit.

Zuvor schon hatte der *Steinbrecht*-Lehrer *Seeger* (1844, IX, XV, 10 ss., 83, 365 et passim) den Reitern empfohlen, sich insbesondere mit der Anatomie des Pferdes zu beschäftigen und die „Thierarzneiwissenschaft“ als eine seiner „Hülfskenntnisse“ zu respektieren. Bezeichnenderweise erläuterte der Stallmeister immer wieder die Provokation von (vorzeitigen) Schäden durch reiterliche Fehler. Mit dem Hinweis auf „Krankheiten und Gebrechen“ machte er unter anderem auf die mit den „Sprüngen der Füllen“ verbundene Gefahr aufmerksam, nämlich mit den Sprüngen vor dem – üblicherweise im Alter von vier Jahren erfolgten – Aufställen. Füllen, deren „wildes Herumjagen und tolles Springen“ nicht nur toleriert, sondern sogar gefördert würden, brächten häufig „die Disposition zu Gallen, Hasenhacken und selbst Spat etc.“ mit in den Stall. *Von Krane* (1870, V s. et 253 ss.) hatte gleichfalls bereits vor der Veröffentlichung von *Steinbrecht* und *Plinzners* „Gymnasium“ auf die Förderung der Gesundheit beziehungsweise die Vermeidung von Schäden durch eine Verweichlichung ausschließende Haltung sowie durch eine dem Pferd als Lauf-tier angemessene und seine Individualität berücksichtigende, nicht übereilte, Gewalt, Härte und Roheit vermeidende Ausbildung hingewiesen.

Gemäß der Auffassung von *Hertsch* (1992, 36 ss.) sind akute Schäden weniger auf den Einsatz der Pferde im Turniersport und die Anforderungen in diesem, mehr hingegen auf die inkompetente Nutzung durch Hobbyreiter zurückzuführen. Unterstützt wird diese Annahme durch die Feststellung *Lodehoffs* (1996), im Rahmen von Ankaufsuntersuchungen seien Lahmheiten bei Freizeitpferden häufiger als bei Sportpferden zu beobachten. *Denoix* und *Pailoux* (1989, 22) hatten zuvor schon vom „guten Reiter“ konstatiert, er sei „genau so sehr Psychologe wie Physiotherapeut“, psychologische Kompetenz müsse vom verantwortungsvollen Reiter speziell angesichts der bei den Hauspferden verbreiteten Verhaltensprobleme eingefordert werden.

Stereotype und/oder andere anomale, unerwünschte sowie die Nutzung und/oder die Gesundheit beeinträchtigende Verhaltensweisen zeigen laut *Luescher* et al. (1992, 527 ss.) und *Sarrafchi* und *Blokhuis* (2013, 386 ss.) 15%, gemäß *Zeitler-Feicht* et al. (2003, 86 ss.) und weiteren Autoren (*Marsden* 1995, 415) etwa 7%, nach anderen Urteilen (*McGreevy* et al. 1995a, 86 ss.; 1995b, 36 s.) ein beträchtlich größerer Anteil der domestizierten und speziell der reiterlich genutzten Equiden. Bei Dressurpferden wurde der Anteil der Verhaltensauffälligen sogar mit 33% beziffert, bei Vielseitigkeitspferden mit 31% und bei Distanzpferden mit 20%. Die Mehrzahl der Autoren führten die Verhaltensauffälligkeiten auf Stress zurück. Die Annahme, mit den stereotypen Bewegungen reduzierten die Pferde den Stress, bleibt weiterhin umstritten (*Sarrafchi* und *Blokhuis* 2013, 386 ss.).

### Bis zur Ermüdung beanspruchendes Training

Der Reitmeister *Baucher* (1833, 29 et 94; 1842, 72 ss.; 1867, 99) hatte die Ansicht vertreten, die mäßige Arbeit stähle nicht nur die Organe des Pferdes. Sie verleihe ihm zudem „nebst Anmut auch Kraft und Wohlbefinden“. Die übermäßige Anstrengung richte das Pferd demgegenüber vorzeitig zugrunde. *Bauchers* Kollege *Fillis* (1890, 307 ss., 333s. et 351) äußerte eine solche Überzeugung speziell hinsichtlich der Schullektionen: Bei hinreichender Vorbereitung und methodisch gesichertem Vorgehen schädigten solche Aufgaben das Pferd nicht nur nicht, sie kräftigten es sogar. Zur hinreichenden Vorbereitung des Pferdes gehöre die besondere Förderung von dessen Durchlässigkeit sowie dessen Gehorsam in allen natürlichen Gängen.

Derartige Argumentationen können laut *Reinicke* (1906, 146, 194 ss. et 202) freilich nicht darüber hinwegtäuschen: Die „meisten und hauptsächlichsten Lahmheiten“ der Pferde resultieren aus dem „Reitdienst“. Dies sei der Fall, obwohl die Beine des Pferdes „von Natur aus gutem, d. h. festem und doch elastischem Material“ bestünden. Die Beine des Pferdes wiesen zudem „eine der Bewegung günstige mechanische Konstruktion der Gelenke und Muskeln“ auf. *Reinicke* konstatierte zudem die durch Muskeln und kräftige Bandmassen erreichte Verbindung zwischen der Vorhand und dem Stamm sowie die so bewerkstelligte „ungemein hohe natürliche Tragkraft der Vorhand“ und ihre „außerordentliche Widerstandskraft bei Erschütterungen durch das Auffangen der Last beim Springen und in den schwunghaften Gängen (Trab, Galopp und Schnelllauf)“. In der Schultermechanik sah *Reinicke* „die wichtigste und bedeu-

tendste Federvorrichtung des Pferdekörpers“. Die Muskeln und Sehnen wirkten durch ihre hohe Elastizität beim Auffangen und Abschwingen des Körpers „stoßmildernd“. Von „ihrem Spannungsgrad und ihrer Federkraft“ hingen „die Elastizität und der Schwung des Ganges“ ab. Sie seien es, die „den Mechanismus des Pferdes vor schädigender Abnutzung zu schützen“ hätten. Auf die „dauernde Erhaltung“ dieser Funktion sei beim Gebrauch des Pferdes „die größte Sorgfalt“ zu verwenden. Eine „ausreichende Leistung“ sei von den Pferdebeinen allerdings nur zu erwarten, wenn diese „beim Reiten in natur-, d. h. sachgemäßer Weise“ beansprucht würden. Den Veterinär verstand *Reinicke* als „Pferdegesundheitstechniker“. Er verlangte von ihm, „ein guter Reiter (Reittechniker)“ zu sein und „das Fach der Reitwissenschaft (zu) beherrschen“.

*Bürger* und *Zietschmann* (1939, 60 ss.) sowie *Bürger* (1959, 46 ss.) wollten unter anderem die Sehnen und die Gelenkbänder junger Pferde durch ein häufig bis zur Ermüdung beanspruchendes Training festigen. Die Pferde sollten möglichst weitgehend im Gelände – auch querfeldein und auf löcherigem sowie unebenem Boden – ausgebildet werden und dabei unabhängig von der Hand ihrer Reiter gehen. Bei solchem Training gelegentlich auftretende Band-, Sehnen- und Muskelzerrungen nach Fehlritten schädeten jungen Pferden nicht. Eventuelle Lahmheiten seien ohne bleibende Spuren bald wieder behoben.

Unter anderem aufgrund seiner Beschäftigung mit den Ausbildungsmethoden der unterschiedlichen Reitkulturen bilanzierte *Putz* (2004, 98) für den Fall des reiterlichen Trainings nach dem „von herausragenden Horsemen“ über Jahrhunderte entwickelten, „absolut pferdefreundlichen ... klassischen Ausbildungssystem“ relativ optimistisch: Ein nach dieser Lehre gearbeitetes Pferd könne „trotz seines Einsatzes unter dem Reiter eine längere Lebenserwartung“ haben als ein Pferd, das „frei in der Natur oder eben nur auf der Weide“ lebe.

### Korrektur der natürlichen Disposition

Derartigen, wie gesagt, als „optimistisch“ einzustufenden Deutungen lassen sich diejenigen gegenüberstellen, die vor allem das vermehrt auf den Vorderbeinen lastende Gewicht von Pferd und Reiter betonen und dieses als ein beträchtliches Gesundheitsrisiko explizieren. Solcher Interpretation entspricht die von diversen Reitmeistern als zentrale Aufgabe der Ausbildung dargestellte Versammlung, verstanden als die für die effiziente und dauerhafte Nutzung des Pferdes unter dem Sattel unverzichtbare Korrektur der natürlichen, für die Nutzung unter dem Reiter unvorteilhaften Konstitution des Equiden. Die Korrektur wird in der Verschiebung eines Teils der Last auf die Hinterbeine des Pferdes gesehen.

Eine besonders weitgehende Verschiebung der Last nahm von *Böttcher* (1861, 3 et 33) an. Er vermutete den Schwerpunkt des Pferdes „vermöge seiner Bauart durch die Last des Kopfes und des Halses in der Gegend der Vorderbeine“ und empfahl für das „rittige Pferd“ den Schwerpunkt „mehr rückwärts“, nämlich unter das Gesäß des Reiters, zu bringen.

Auf die anatomischen Bedingungen der Bewegungsentfaltung des Equiden, nämlich auf das Herausragen von Hals

und Kopf aus dem Rumpf, auf das Vorwärtsschieben des Gewichts durch die Hinterbeine sowie auf das Gegenhalten und Stützen durch die Vorderbeine, hatte bereits von *Hünnersdorf* (1791, 29 ss. et 35 s.) „das Übergewicht auf dem Vordertheil“ und die ihm entsprechende „natürliche Neigung“ des Pferdes zum Vorneüberhängen zurückgeführt. Diese Gegebenheit disponiert das Pferd, so von *Hünnersdorf*, eigentlich mehr zum Ziehen (eines Fuhrwerks) als zum Tragen (des Reitergewichts). Die natürliche Bewegung beziehungsweise die natürliche Haltung des Pferdes eignet sich, so der Lehrer weiter, für ruhige Ritte über Land, aber nicht für geschwinde Bewegungen und Wendungen. Bei derartigem Einsatz sei Sicherheit nur zu erreichen, wenn das Pferd zuvor – durch das partielle Verschieben von Last – ins „Gleichgewicht“ gebracht worden sei, das heißt, nach einer Modifikation seiner natürlichen Disposition. Auf diesen Zweck liefen „alle Lectionen, die uns die Reitkunst“ vorschreibe, hinaus.

*Caprilli* (ca. 1901, 65) plädierte demgegenüber für die Entlastung von Rücken und Sprunggelenken, der nach seiner Ansicht unter dem Sattel „am stärksten beanspruchten“ Glieder des Pferdes. Er plädierte somit für eine Methode der Schonung und der Gesunderhaltung der Pferde, die der traditionellen Schul- und Campagnereiterei diametral widersprach. *Caprilli* wollte seine Ziele nicht durch die partielle Verschiebung von Last auf die Hinterbeine, nicht mit dem durch Versammlung und Beizäumung gekennzeichneten Reitsystem, dementsprechend nicht durch eine Modifikation der sogenannten „klassischen“ Lehre erreichen. Gemäß der Auffassung des Italieners war sein System mit den Methoden der Schulreiterei grundsätzlich unvereinbar; ein Kompromiss sei daher nicht anzustreben. Dressur- und Campagnereiterei seien „völlige Gegensätze“; das eine schließe das andere aus, „zerstöre“ es sogar. Das von ihm propagierte „äußerst schlichte“ natürliche Reiten sei „das einzig zufriedenstellend auf die Campagnereiterei anwendbare System“. Selbst bei korrekter Ausführung zeitige keine andere Methode ähnliche Resultate. Keine andere Methode bereite das Pferd „wirklich auf die Arbeit im Gelände vor“.

### Massiger Körper auf dünnen Beinen

Die unter anderem unabhängig von den Erkenntnissen der Evolutionsbiologie oder gegen diese argumentierenden Vertreter der kreationistischen Deutungen der biologischen Genese des Pferdes waren und sind häufig nur in begrenztem Ausmaß geneigt, die physisch und psychisch belastenden Auswirkungen des Reitens auf das Pferd kritisch zu reflektieren und aus dem Resultat einer solchen Überlegung praktische Konsequenzen zu ziehen. Die ideologieunabhängige Sicht führt nämlich zu der von *Finkler-Schade* (1999, 203) begründeten Feststellung, das Skelett eines Reitpferdes sei „durch die sportliche Nutzung einer hohen und langfristigen mechanischen Belastung ausgesetzt“. Mit gleichem Tenor konstatierte *Rooney* (1999, 46 s.), die Nutzung durch den Menschen sei direkt oder indirekt für zahlreiche Krankheiten und Schäden des domestizierten Pferdes verantwortlich, und zwar aufgrund der veränderten Haltung, aufgrund der durch die (von den Interessen des Menschen geleitete) züchterische Selektion veränderten Prädispositionen (*Winter* 1995, passim) und/oder aufgrund der Weisen der Nutzung des Equiden.

Die zuvor bereits angesprochene „Konstruktion“ des Pferdes – nämlich die relativ langen und relativ dünnen Beine, die den relativ schweren, bei Dressurpferden häufig besonders schweren (Rodewald 1989), Körper tragen – gestattet zwar die Bewältigung relativ langer Strecken in bemerkenswertem Tempo bei relativ geringem Energieverbrauch. Zugleich impliziert eine solche Konstruktion aber eine vergleichsweise hohe (Stoß- und Zug-) Belastung der Beine. Diese provoziert speziell bei abrupten Wechseln des Tempos und/oder der Richtung sowie bei anhaltenden Anforderungen an der Leistungsgrenze die Gefahr von Schäden. Sie bleibt insofern nicht ohne Folgen (Budiansky 1997, 144 ss.). Das ist speziell der Fall, wenn es zu den Extremlastungen kommt, ehe die Gelenke beziehungsweise die Knorpel – im Verlauf einer „Aufwärmphase“ von 10–15 Minuten – Wasser gespeichert und ihre volle Druckelastizität aufgebaut haben (Hertsch 1992, 36 ss.). Rooney sprach die von der natürlichen Lokomotion des Equiden abweichende (Pellegrini 1971, passim) Bewegungsgeschwindigkeit als gewichtige Ursache für zahlreiche Lahmheiten der Sportpferde an. Bezeichnenderweise findet man, so Rooney, die – für die derzeit bei hoher Geschwindigkeit eingesetzten Pferde charakteristischen – Gelenkschäden mit reparativen Veränderungen der Knochenhaut nicht an den Knochen und den Gelenken der nicht-domestizierten Pferde. Die gegenwärtig bei geringer Geschwindigkeit genutzten Equiden zeigten im Gegensatz zu den bei hoher Geschwindigkeit eingesetzten überwiegend gelenkferne Veränderungen an den Knochen. Rooney hatte beim Hinweis auf hohe Geschwindigkeiten vor allem die Tempi der Renn-, der Spring- und weiterer Sportpferde vor Augen, insbesondere einen Bewegungsablauf mit dem vermehrten Auftreten von Einbeinstützen. Rooney's Argumentation betrifft aber auch das ausgiebige Training von Dressurpferden im fleißigen Arbeitstrab (als einer von der natürlichen Fortbewegung über weite Strecken deutlich sich abhebenden Geschwindigkeit), ferner die Modi der ausgedehnten schnellen Fortbewegung, die von nicht wenigen Freizeitpferden verlangt würden. Bei der ausgedehnten schnellen Fortbewegung belastet das beträchtliche, mehr oder minder störungsfrei auf den Rücken des Pferdes positionierte Gewicht des Reiters zusätzlich, und zwar so weitgehend, dass sein Ausmaß einen der Faktoren darstellt, die bei Distanzpferden das Risiko erhöhen, vorzeitig aus dem Wettbewerb auszuschneiden (Fielding et al. 2011, 493 ss.).

### Belastung des Rückens und Bewegungsablauf

Bei der vergleichsweise ausgedehnten Fortbewegung in relativ hohem Tempo ist, wie gesagt, neben der Zunahme der absoluten Belastung durch das Reitergewicht als zusätzlicher, den erhöhten Verschleiß der Vorderbeine betreffender Faktor die Verteilung des Gewichts von Pferd und Reiter zu berücksichtigen, nämlich die vermehrt von den Vorderbeinen getragene Last. Die natürliche Disposition, den größeren Teil seines Gewichts mit den Vorderbeinen aufzunehmen und abzufedern, schlägt sich laut van Weeren (2004b) wohl auch in einer weiteren Reaktion des Pferdes auf die (vermehrte) Belastung durch das Gewicht des Reiters nieder, nämlich in der zunehmenden Retraktion der (stützenden) Vorderbeine. Das Pferd kompensiert derart die gesteigerte Belastung durch einen veränderten Bewegungsablauf der stützenden Vorderbeine. Um die Symmetrie des Bewegungsablaufs zu erhalten, folgt der

erweiterten Retraktion der Vorderbeine, so van Weeren, die erweiterte Retraktion der Hinterbeine. Dem modifizierten Bewegungsablauf der Beine entspricht die (von der Last ausgelöste) gangartspezifische Modifikation der Bewegungen des Rückens, insbesondere die größere Extension der Wirbelreihe (van Weeren et al. 2004, A 28). Inwieweit diese (natürliche) Art der Kompensation durch verschiedene Arten des Sitzes und der Einwirkung des Reiters beeinflusst werden kann und/oder beeinflusst werden sollte, wurde im Rahmen dieser Forschungen nicht erörtert.

Für die Veränderungen des Bewegungsablaufs aufgrund des Reitergewichts sind die unter dem Reiter verlängerten Stützphasen beziehungsweise die Verkürzung der Phasen der freien Schweben und auch die Verkürzung des Raumgriffs ebenfalls symptomatisch. Diese Modifikationen wurden auf dem Laufband ermittelt, bald im Schritt, bald im Trab, bald in beiden Gangarten (Sloet van Oldruitenborgh-Oosterbaan et al. 1995, 413 ss.; Frühwirth et al. 2004, 754 ss.; Waldern 2009, 269 ss.).

Veränderungen des Bewegungsablaufs aufgrund des Reitergewichts ließen sich gleichfalls beim Springen feststellen, nämlich Veränderungen in Form der (unter der Last des Reiters) verkürzten Flugphase aufgrund des späteren Absprungs und des früheren Landens sowie in Form der durch eine Vergrößerung des Reitergewichts ausgelösten weiteren Verkürzung des Abstandes zwischen dem Hindernis und dem Punkt des ersten Auffußens beim Landen (Clayton 1997, 50 ss.; Back und Clayton 2001, 214 ss.). Die angeführten Reduktionen der Bewegungsentfaltung schließen dessen Förderung durch ein athletisches Training unter dem Sattel nicht aus.

### Sehnenerkrankungen in allen Sparten

In verschiedenen Untersuchungen wurden zudem die – grundsätzlich bereits zuvor bekannte (N.N. 1933, 9 ss.) – hohe Belastung des zuerst auffußenden Vorderbeins beim Springen, besonders beim Überwinden hoher Hindernisse, und die große Rate von Verletzungen an der oberflächlichen Beugesehne der Vorderbeine konstatiert (Meershoek et al. 2001, 6 ss.; Preuschoff et al. 1987a, passim). Die Vorderbeine des Pferdes werden allerdings nicht nur beim Springen beträchtlich in Anspruch genommen. In der Trabverstärkung ist die Spannung in den Röhren- und den Fesselbeinen laut Preuschoff (1987, 18) ähnlich hoch wie bei Sprüngen über Hindernisse der Klasse M. Bezeichnenderweise spielen Sehnenerkrankungen, so Hertsch (1999, 26 ss.), nicht anders als die Podotrochlose, „beim Sportpferd in allen Sparten eine bedeutende Rolle“.

Neben dem aufgenommenen Gewicht (des Reiters) erhöht die wachsende Geschwindigkeit die Stoßkräfte (Clayton et al. 1999, 218 ss.; Frühwirth et al. 2004, 754 ss.; Preuschoff 1989, passim). Verbindet sich die erhöhte Geschwindigkeit mit einem erhöhten Körpergewicht auf einem schmalen Fundament, so markant bei den (heute gezüchteten) Quarter Horses mit ihrem vergleichsweise starken Rumpf, den relativ dünnen Extremitäten und den relativ kleinen Hufen, dann wächst die Anforderung, eine beträchtliche Energie auf den vergleichsweise schwachen Stützen aufzunehmen und ebenso schnell wie sicher wieder zu entfalten.

Nach den Untersuchungen von *Parsons et al.* (2011, 216 ss.) fußen die Hinterhufe des galoppierenden Pferdes mit höherer Geschwindigkeit als die Vorderhufe auf, daher wahrscheinlich auch mit einem höheren Maximaldruck. Möglicherweise werde dieser Druck aber effizient abgefedert, möglicherweise effizienter als der auf die Vorderbeine ausgeübte Druck. Das vermehrte Auftreten von Schäden an den Vorderbeinen resultiere vermutlich aus anderen auf die Vorderbeine sich auswirkenden Faktoren, so aus der Vibration der Gliedmaßen und dem Druck im mittleren Teil der Phase der Fußung.

Speziell in dieser Hinsicht ist ein weiterer Umstand zu beachten, nämlich die anhaltend schnelle Fortbewegung auf (für das Pferd) „unnatürlich“ harten oder „unnatürlich“ weichen Böden. In den veterinärmedizinischen Arbeiten jüngerer Datums wurde – in manchen Fällen in Übereinstimmung mit traditionellen reiterlichen Überzeugungen – bald die Anregung der Entwicklung des Hufes, der Knochen, der Muskeln, der Sehnen sowie der Bänder durch das Aufsetzen auf hartem Boden betont, bald aber auch die Gefahr der Verletzung der Hufe, der Knochen und der Gelenke durch den harten Boden beschrieben. Dieses Risiko wurde dem der Verletzung von Sehnen, Muskeln und Bindegewebe durch den (zu) weichen Boden gegenübergestellt. Zudem wurde der durch den Beschlag mit Huf"eisen" eingeschränkte Hufmechanismus als ein zusätzlicher (Belastungs)Faktor expliziert und auf die mit der höheren Geschwindigkeit (im Trab und Galopp) auf hartem Boden wachsenden Stoßkräfte aufmerksam gemacht (*Clayton* 1989, 179 ss.; *Denoix und Pailloux* 1989, 80 ss. et 101; *Back und Clayton* 2001, passim; *van Weeren* 2004b).

Von Bedeutung dürfte in diesem Zusammenhang weiter der mehr oder minder hohe Muskeltonus bei der anhaltend schnellen Fortbewegung sein. Ein hoher Muskeltonus kann zwar die Effizienz der Kraftübertragung fördern, mindert zugleich aber das Abfedern beim Aufnehmen der Last. Der beim Aufnehmen der Last erhöhte Muskeltonus wirkt sich in gesteigerter Stoßbelastung und diese in erhöhtem Verschleiß aus. Der Verschleiß schlägt sich vor allem in Sehnen- und Gelenkschäden nieder. Auf Gelenkschäden ist etwa die Hälfte der Lahmheiten der Pferde zurückzuführen. Die Vorderbeine, vom Vorderfußwurzelgelenk nach unten, erkranken etwa dreimal so häufig wie die Hinterbeine.

### Stützen und speichern der Energie

Bei den zuvor beschriebenen Modi der Nutzung prädisponieren die Verteilung des Körpergewichts und die Biomechanik des Equiden für die genannten Schäden. Von besonderer Bedeutung sind in dieser Hinsicht die als Stoßfänger wirkenden Fesseln, speziell die Beugesehnen. Die Vorderbeine nehmen die Last freilich nicht nur auf und stützen sie nicht nur ab; sie tragen vielmehr auch dazu bei, den Körper des Pferdes aufwärts zu stemmen. Für diese Funktion ist die Federkraft der Sehnen von (häufig unterschätztem) Belang. Biomechaniker sprechen von elastischen Geweben, die wie Federn oder wie Gummibänder wirken, den auf sie ausgeübten Druck als Energie speichern und anschließend wieder entfalten (*Stashak* 1987, 76, 88 et 102; *Preuschhoff et al.* 1987b, 86; *Back et al.* 1995a, 31 ss.; *Budiansky* 1997, 151; *Back* 2001, 104 ss.; *Clayton* 2001, 197; *Goodship und Birch* 2001, 236; *van Weeren* 2004a).

Abhängig von ihrer Position zum Rumpf des Pferdes sowie von ihrer Winkelung in den Gelenken nehmen die Hinterbeine die Last bald mehr auf, bald federn sie diese mehr ab; bald tragen sie, bald ziehen sie, bald schieben sie vornehmlich. Die zuvor angesprochene Spannung der Sehnen, nämlich deren Unterstützung der Muskeln, trägt gleichfalls zur komplexen Funktion der Hinterbeine bei. Wird der Federmechanismus bei der Haltung der Gelenke, zum Beispiel bei der Haltung im Bereich des Fesselgelenks, ausgeschaltet, dann können schon relativ geringe Kräfte Schäden an den elastischen Strukturen, den Gelenken und/oder den Knochen hervorrufen (*Preuschhoff* 1987, 18).

Leicht führt es zu Missverständnissen, wenn man – mit *Steinbrecht und Plinzner* (1886, 45 s. et 57 ss.) und gemäß dem sprachlichen Usus in der Reittheorie – die Schub-, die Trag- und die Federkraft der Hinterbeine des Pferdes weitgehend voneinander trennt und den Eindruck erweckt, diese Kräfte seien eigenständig und beruhen auf separaten organischen Grundlagen. Die übliche Trennung lässt leicht übersehen: Die Hinterbeine des Pferdes entfalten ihre Kraft – aufgrund der Position sowie der interdependenten Wirkung der verschiedenen Knochen, Gelenke, Muskeln, Sehnen und Bänder – auf komplexe und auch wechselnde Weise.

Die verschiedenen Pferde beziehungsweise die verschiedenen Pferdebeine sind – aufgrund ihrer genetischen Disposition, aufgrund ihres Trainingszustandes sowie aufgrund spezieller reiterlicher Einwirkung – in unterschiedlicher Art sowie in unterschiedlichem Ausmaß zum Abfedern, zum Tragen, zum Ziehen sowie zum Schieben befähigt. Das Vermögen zum Beispiel, elastische Energie zu speichern, trägt in besonderem Ausmaß zum angestrebten Bewegungsablauf eines Dressurpferdes bei (*Holmström und Drevemo* 1997, 62 ss.). Der Bewegungsablauf des Equiden und speziell die verschiedenen Modi, in denen die Hinterbeine Kraft entfalten, lassen sich durch reiterliche Einwirkung in Grenzen verändern. Dementsprechend offenbarte die Analyse der Individualgenese vom Fohlen zum Dreijährigen und weiter zum ausgebildeten Reitpferd sowohl variable als auch stabile Eigenschaften des Bewegungsablaufs (*Cano et al.* 2001, 116 ss.).

### Physische Ermüdung und psychischer Stress

Neben der relativ hohen Geschwindigkeit und den aus ihr resultierenden Stoßkräften wurden ein insgesamt zu geringes Bewegungspensum sowie die unausgewogene Verteilung der Bewegungsleistungen, nämlich die kurzzeitig intensive Bewegung nach und vor ausgedehnten Phasen der weitgehenden Immobilität, als beträchtliche gesundheitliche Belastung zahlreicher, vornehmlich in Einzelboxen gehaltenen Sportpferde beschrieben (*Zeitler-Feicht* 2001, 74 ss.). So betrug das gesamte Pensum der Bewegung nach Untersuchungen von *Rodewald* (1989, 29) und *Wackenhut* (1994, 208 ss.) bei Privatpferden im Durchschnitt täglich 41 Minuten, bei Schulpferden 85 Minuten und bei Hochleistungssportpferden 106 Minuten. Eine im letzten Jahrzehnt vorgenommene Recherche in 13 Ställen in Belgien ermittelte die durchschnittliche Reitedauer von 118 Minuten bei den Schulpferden und von 51 Minuten bei den privat genutzten Individuen, zudem einen Einsatz an durchschnittlich 4,5 Tagen in der Woche (*Vervaecke*

et al. 2011, 37). Die längere Reitedauer der im Schulbetrieb genutzten Pferde war in der Regel mit einer geringeren Kompetenz der Reiter verbunden. Die in der insgesamt 170 Pferde umfassenden Studie in Belgien berücksichtigten „Schul“reiter verfügten nämlich über eine Erfahrung von nur sechs Monaten, die Privatreiter demgegenüber über eine solche von 12 Jahren. Bei der im Rahmen des niederländischen „Welfare monitoring system“ (Neijenhuis et al. 2011, 80) erfolgten Untersuchung von fast 3000 Pferden in 150 Ställen wurden dementsprechend bei Reitschulpferden häufiger als bei den zu anderen Zwecken verwendeten Individuen Rückenempfindlichkeiten und Verletzungen im Maul festgestellt. Zuvor hatte eine Untersuchung bei schwedischen Reitschulpferden ergeben, dass deren Krankenversicherung – vor allem aufgrund von Beeinträchtigungen der Bewegungsorgane – um 22 Prozent häufiger in Anspruch genommen worden war als die Versicherung der Gesamtpopulation (der versicherten Pferde) (Egenvall et al. 2009, 201).

Nicht nur im Hinblick auf exzessive Arten und Ausmaße des Einsatzes unter dem Reiter, sondern generell hatte der dänische Veterinärverband im Juni 2004 in einem programmatischen Papier konstatiert, die Nutzung von Pferden durch den Menschen stelle eine „Abweichung vom natürlichen Verhalten der Pferde“ dar, und zwar eine von den Interessen des Menschen bestimmte Abweichung (DVA 2004, 1).

Besonders drastisch konstatierten Denoix und Pailloux (1989, 79 ss.) bei diversen im heutigen Wettkampfsport eingesetzten Pferden eine mit psychischem Stress einhergehende physische Ermüdung: Für die meisten Pferde ist der Wettkampfsport „grundsätzlich traumatisch und physiologisch unnatürlich“. Aufgrund des Landens nach den Hindernissen und aufgrund der Fortbewegung in einer unnatürlichen Gangart sind die Knorpel und die Dornfortsätze speziell beim Absolvieren eines Springparcours wiederholten Stößen und kleinen Traumen ausgesetzt. Beim Dressurreiten kommt es zu Konflikten zwischen der Bewegungsaufforderung und der Versammlung. Die kleinen Traumata bleiben bei den jungen Pferden oft unbemerkt, kumulieren sich in ihrer Auswirkung aber. Das Wachstum der Knochen wird selten berücksichtigt. Exzessive sportliche Aktivität der Fohlen führt zu Schäden, die erst im späteren Leben offenbar werden. Die wachsenden Knorpelschichten in den Gelenken werden dem Druck von Zug- und Kompressionskräften ausgeliefert, und zwar mit der Folge diverser Schäden an den Knochen und den weichen Geweben. Vom jungen Pferd erwartet man ohne Rücksicht auf seine biomechanische Entwicklung nicht selten ein Verhalten und einen physischen Einsatz, die man bei einem Menschen als inakzeptabel einstufen würde.

### Der glückliche Athlet und die Belastungen

Im Hinblick auf die belastende Ausbildung der Dressurpferde sprachen Denoix und Pailloux im einzelnen die hohe Aufrichtung, die Arbeit auf zwei Hufschlägen und das „Überreiten der Kadenz“ – jeweils ohne entsprechende Vorbereitung – an, ferner die Einseitigkeit des Trainings und die Vernachlässigung der Dehnung als kompensatorische Alternative zur exzessiven Versammlung. Aufgrund solcher Praktiken werde der Rücken mancher Pferde in dem Sinne „locker“, dass er nicht das op-

timale Stadium der Festigkeit einerseits und der Beweglichkeit andererseits erreiche. Bald führe eine solche Ausbildung aber auch zur Hypertonie im Rücken, und zwar mit der Folge von Spasmen und Widerständen sowie von chronischen Lendenproblemen und ermüdeten Sprunggelenken.

Widersprüchlich urteilen die reiterliche Theorie und die Kommentare der Praktiker gleichfalls über die psychische Befindlichkeit der Pferde bei der Bewegungsentfaltung unter dem Sattel. Bald wird vom Leiden versklavter Pferde gesprochen, bald unterstellt man den sportlich genutzten Pferden, sie erlebten bei ihren Leistungen – wie die Humanathleten – eine Art „Funktionslust“. Bald werden psychische Belastungen dramatisiert, solche bald ignoriert, kaschiert oder bagatellisiert.

Bei diversen im heutigen Wettkampfsport eingesetzten Pferden konstatierten Denoix und Pailloux (1989, 79 ss.) einen mit der physischen Ermüdung einhergehenden psychischen Stress. Die meisten Pferde müssten mit Anbeginn des Trainings für den Wettkampf, nämlich aufgrund der Intensität der Schulung, „leiden“. Denoix und Pailloux waren somit nicht bereit, den in Wettkämpfen demonstrierten („absoluten“) Gehorsam der Pferde als deren „Zufriedenheit“ und „Glück“ zu deuten und die Art der Stabilisierung dieses Gehorsams im alltäglichen Training sowie bei der Wettkampfvorbereitung unberücksichtigt zu lassen.

Die Antithese zur Darstellung von Denoix und Pailloux lieferte die FEI mit ihrer (beim Global Dressage Forum im Oktober 2004 mit Nachdruck vertretenen und im Artikel 401 des derzeit gültigen FEI-Dressurreglements kodifizierten) Kennzeichnung des Sportpferdes als „happy horse“ und „happy Athlete“. Der von Denoix und Pailloux beschriebene Zustand verbietet es, die Auffassung der FEI – „The object of Dressage is the development of the Horse into a happy Athlete through harmonious education. As a result, it makes the Horse calm, supple, loose and flexible, but also confident, attentive and keen, thus achieving perfect understanding with the Athlete.“ – als eine Aussage über die reale Befindlichkeit der für Wettkämpfe vorbereiteten und in diesen eingesetzten Pferden zu verstehen. Die Feststellungen von Denoix und Pailloux legen nahe, die FEI-Aussage als einen ideologischen Standpunkt zu kategorisieren, nämlich als einen Standpunkt, der in erster Linie das Ziel verfolgt, das Image des Sports in der Öffentlichkeit (im Sinne der Produktwerbung) zu verbessern. Den widersprüchlichen Deutungen wird man also nicht gerecht, wenn man in der – meist unkritisch berichteten (Tiggelman 2010, 4; Derksen und Clayton 2007, 452) – Aufnahme des Begriffs „happy Athlete“ ins FEI-Reglement mit McGreevy und McLean (2010, 259) einen Fortschritt im Hinblick auf die Respektierung des Wohlbefindens des Equiden sieht und ohne kritische Anmerkungen mit Huws et al. (2012, 75) vom generellen Konsens von Richtern, Reitern, Trainern und Veterinärmediziner über das Verhalten spricht, das ein „glücklich‘ gerittenes Pferd“ kennzeichne.

Das vom FEI-Dressurreglement unterstellte Verständnis des Glücklichen-Seins als regelmäßig erreichbares oder regelmäßig erreichtes Resultat der Ausbildung ist deutlich zu unterscheiden von der – mit besonderer erkenntnistheoretischer Vorsicht geäußerten – Annahme einer ausschließlich unter optimalen Bedingungen sich einstellenden und auf begrenzte Phasen des

Bewegungsablaufs beschränkten „Funktionslust“. Die Annahme der unter optimalen Bedingungen – ausschließlich unter solchen – erreichbaren „Funktionslust“ stellt die zumindest häufig „unphysiologische“ Belastung des Pferdes durch den Einsatz unter dem Sattel nicht in Frage. Sie lässt zudem an den zumindest häufig aus diesem Einsatz resultierenden Schäden nicht zweifeln. Insbesondere bei intensiver reiterlicher Nutzung sowie bei einer mit begrenzter Kompetenz respektive nicht lege artis ausgeführten Nutzung bilden gesundheitliche Schäden des Pferdes de facto keine extraordinären Ereignisse, sondern mit bemerkenswerter Regelmäßigkeit auftretende Prozesse.

Bereits in römischer Zeit hatte Varro (res rusticae II, I, 22), in der frühen Neuzeit dann auch Fugger (1584, 115) die Krankheiten der Pferde vor allem auf die Überarbeitung einerseits und auf die mangelnde Bewegung andererseits zurückgeführt. Varro nannte zudem die Erhitzung und die Unterkühlung sowie das Füttern und das Tränken unmittelbar nach der Anstrengung als Krankheitsursachen.

### Ausfälle in beträchtlicher Anzahl

In den berittenen Heeren, bei den mit Pferden bestrittenen Posteinrichtungen sowie im mit Pferden geleisteten Personenverkehr fiel in früheren Jahrhunderten regelmäßig eine bemerkenswerte Anzahl der Betroffenen eine begrenzte Zeit krankheitsbedingt aus. Zudem musste eine bemerkenswerte Anzahl aufgrund nutzungsbedingter Schäden ersetzt werden. Heute sprechen der beträchtliche veterinärmedizinische Aufwand bei den unter dem Sattel dienenden Sport- und Freizeitpferden sowie der trotz dieses Aufwands gegebene Krankenstand bei diesen Pferden für die durch eine laienhafte, aber auch durch eine kompetente Nutzung nicht selten provozierten Schäden.

Einen Eindruck vom Ausmaß des Krankenstandes bei den heutigen Sportpferden liefert eine im Jahre 2005 in England bei den Besitzern von Dressurpferden durchgeführte Umfrage: In knapp einem Viertel der etwa 2 500 Antworten wurde bei den in der Enquete berücksichtigten Pferden mindestens eine Lahmheit in den letzten beiden Jahren registriert, und zwar eine Lahmheit, die zu einer Trainingspause von durchschnittlich drei Monaten und zu einer Wettkampfpause von durchschnittlich fünf Monaten geführt hatte (Murray et al. 2010). Der Bedeutung der Lahmheit (Kaneene et al. 1997, 277 ss.) bei der Gesamtpopulation der unter dem Sattel gehenden Pferde entspricht die des Bewegungsapparates als Ursache für den Tod (inklusive der Euthanasie) und die Dienstunfähigkeit von (unterschiedlich genutzten) Pferden (Lindner und Offeney 1992, 39 ss.; Egenvall et al. 2006, 406; 2009, 193 ss.).

Von den Militärpferden des Alten Roms sollen in jedem Jahr, also nicht nur in Kriegszeiten, fünfundzwanzig bis dreißig Prozent ersetzt worden sein, dies allerdings nicht nur wegen der Belastungen bei der Nutzung, sondern auch aufgrund erheblicher hygienischer Probleme aufgrund der Art der Haltung (Junkelmann 1990, 9 ss., 52 ss. et 84 ss.; 1991, 14 ss. et 110 ss.) Die wichtigste Verkehrseinrichtung der Antike, nämlich der staatliche Transportverkehr (cursus publicus) des späten Roms, soll in jedem Jahr ungefähr ein Viertel des gesamten Bestandes habe auswechseln müssen (Codex Justinianus XII, 50, 7; Schneider 1983, 563).

Bei der preußischen Armee sollen in den Jahren 1886 bis 1895 bei einem Bestand von etwa 100 000 Pferden jährlich etwa 28 000 Pferde, also gut ein Viertel, (bald kürzere, bald längere Zeit) „krank“, meist nämlich aufgrund von mehr oder minder intensiv und mehr oder minder lange behandelten Lahmheiten nicht einsatzfähig gewesen sein (Rooney 1999, 45).

Unabhängig von ausgesprochen verlustreichen Kriegseinsätzen und Spezialunternehmungen ersetzte die preußische Kavallerie zur Zeit Friedrichs des Großen in Friedenszeiten jährlich 10 Prozent ihrer Pferde, das heißt, sie musste von einer (durchschnittlichen) Einsatzzeit der Pferde von zehn Jahren ausgehen. Ähnlich waren die Verhältnisse in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Mit einem jährlichen Ersatz von 10 Prozent konnte der Bestand allerdings nur gesichert werden, wenn eine bemerkenswerte Anzahl von Individuen deutlich mehr als zehn Jahre diente. Zahlreiche (der im Alter von etwa dreieinhalb Jahren angekauften und vor dem Einsatz in der Armee etwa ein Jahr in den Remonte-Depots untergebrachten und ausgebildeten) Pferde mussten nämlich vor der Absolvierung der in dieser Zeit veranschlagten neun Dienstjahre „ausrangiert“ werden (Jähns 1872 II, 260 et 341 s.). Von einem Ankaufsalter der deutschen Kavalleriepferde von 4–5 Jahren und von einer Ausbildungsdauer von 2 Jahren war Anfang des 20. Jahrhunderts Spohr (1909, 8 ss.) ausgegangen: Zu den Kosten einer derartigen Aufzucht und einer derartigen Schulung stehe eine anschließende Dienstzeit von nur 8 bis 10 Jahren „in keinem günstigen Verhältnis“, zumal Pferde bei „richtiger Übung“ mindestens bis zur Vollendung ihres 12. Lebensjahres, manche auch weit darüber hinaus an Muskelkraft zunehmen könnten. Bei hinreichender Gesundheitspflege und nach der Remonteausbildung weitergeführter Schulung würden und sollten die Pferde noch bis zum 14. oder 15. Lebensjahr Fortschritte machen und darüber hinaus einsatzfähig sein. Eine solche Karriere setze allerdings voraus, die Pferde nicht einer „verweichlichen, oft genug gerade krankmachenden Stallpflege“ auszuliefern und bei der Verabreichung von Medikamenten Vorsicht walten zu lassen. Letzteres heiße, die Pferde nicht zu „Versuchsobjekten für die Giftheilkunde“ zu machen.

### Dienstunfähigkeit und Lebensalter

Das Ausmaß der (üblichen respektive der regelmäßigen) Ausfälle und Verluste bei den militärisch eingesetzten Pferden wird vor allem angesichts der üblichen Lebensdauer eines Pferdes deutlich. Diese setzte bereits Aristoteles (Tierkunde 576a) mit 18–20 Jahren an. Die hohe Verlustrate von Pferden in Kriegszeiten und die Einsatzdauer von Pferden in der Armee in Friedenszeiten sind ferner mit den etwa sieben Prozent zu vergleichen, die jährlich vom gesamten deutschen Pferdebestand in den Friedenszeiten der zwanziger und dreißiger Jahre des letzten Jahrhunderts als „Abgang“ verbucht wurden und zur Erhaltung der Population ersetzt werden mussten (Volkman 1938, 1).

Für das Alter der derzeit im Breiten- wie im Wettkampfsport genutzten Pferde ist unter anderem das vor gut zwanzig Jahren für die knapp 1 Million Pferde in England ermittelte durchschnittliche Alter von 12 Jahren bezeichnend. 36 Prozent dieser Pferde waren sogar 15 und mehr Jahre alt (Suggett

1999, 32 ss.; BETA 1999, 5 et 36). Die im England des 19. Jahrhunderts im Stadtverkehr eingesetzten Zugpferde erreichten demgegenüber eine mittlere Nutzungsdauer von nur fünf Jahren, die im zwar leichten, aber schnellen Zug dienenden Pferde eine Nutzungsdauer von nur drei bis fünf Jahren. Die Berliner Post rechnete mit einer Nutzungsdauer ihrer Pferde von sieben Jahren, wobei die ausgemusterten Individuen in manchen Fällen allerdings noch in der Landwirtschaft eingesetzt werden konnten und auch eingesetzt wurden. In vier bis acht Stunden hatten die Berliner Postpferde 26 km zurückzulegen. In jedem Jahr verloren 10–14% von ihnen ihre Einsatzfähigkeit, dabei 2% durch Tod. Vor allem Erkrankungen der Gliedmaßen sowie Erkrankungen des Respirationstrakts und des Verdauungskanals bedingten die Ausfälle. Die Erkrankungen der Hufe wie die der Gelenke wurden vorwiegend auf das anhaltende Traben auf dem harten Pflaster zurückgeführt (Meyer 2005a, 470 ss.). Gemäß einer im Jahre 2009 durchgeführten Umfrage (Breuer und Wicker 2009, 16 s.) werden die Reitschulpferde und die Schulponies der deutschen Reitvereine und Pferdebetriebe im Durchschnitt 9 bis 11 Jahre eingesetzt, und zwar bei den Pferdebetrieben etwa ein Jahr länger als bei den Reitvereinen und die Ponies etwa ein Jahr länger als die Großpferde.

### Geforderte Leistungen und natürliches Verhaltensrepertoire

Die Angaben über das durchschnittliche Lebensalter der nicht oder nur begrenzt durch die Nutzung durch den Menschen belasteten Pferde, die Angaben über die durchschnittliche Einsatzzeit der – im Transport-, Post- oder Kriegsdienst, im Renn- oder im Reitsport – intensiv genutzten Pferde sowie die Angaben über das Ausmaß krankheitsbedingter Ausfälle intensiv genutzter Pferde sind in diversen Fällen nur begrenzt abgesichert. Bezeichnenderweise divergieren diese Angaben häufig beträchtlich (Caanitz 1996, 12 s.).

Beträchtlich weichen ebenfalls die Prozentsätze voneinander ab, mit denen der Anteil von Pferden mit Magengeschwüren (unterschiedlicher Stärke, unterschiedlicher Lokalisation und unterschiedlichen Umfangs) in Populationen unterschiedlichen Alters, unterschiedlicher Zucht, unterschiedlicher Haltung sowie unterschiedlicher Nutzung beziffert wurde. Der Anteil der betroffenen – vor der Untersuchung meist als klinisch unauffällig kategorisierten – Pferde liegt zwischen 30 und über 90 Prozent der inspizierten Populationen. Die nähere Bestimmung der Ulzera divergiert in den verschiedenen Untersuchungen gleichfalls nicht selten erheblich (Luthersson et al. 2009a; 2009b).

Magenulzera treten nicht erst bei adulten Pferden aufgrund von anhaltendem Handlungs- und Nutzungstress, sondern bereits bei aufgestellten Jährlingen vermehrt auf (Andrews et al. 2002, 475 ss.). Bei den im Leistungssport eingesetzten Pferden ist die Inzidenz von Reizungen der Magenschleimhaut und weiter das Auftreten von Magenulzera jedoch erheblich höher. Gemäß der derzeit vorherrschenden Erklärung werden diese bei den im Sport eingesetzten Pferden insbesondere durch – bei der Bewegung in hohem Tempo sich einstellenden – Veränderungen der Druck- und der Mischungsverhältnisse im Magen und durch den dabei auftretenden Rückfluss von

Darminhalt in den Magen bedingt (McGreevy et al. 2011, 533 et 538; Tamzali et al. 2011, 141 ss.; Bach et al. 2013, 430 ss.) Zudem werden neben dem Stress – inklusive der mit diesen wahrscheinlich einhergehenden höheren Stressanfälligkeit – in der Fütterung Auslöser unausgewogener Druck- und Mischungsverhältnisse im Magen gesehen (Luthersson et al. 2009b; Paulsen et al. 2011, 34). Für die Ätiologie sind somit sowohl die um die 90% der trainierten Rennpferde, bei denen Ulzera festgestellt wurden, als auch die weniger als 40 Prozent der (bei leichten Belastungen gerittenen) Freizeitpferde mit solchen Schäden sowie die mit unterschiedlicher Fütterung wechselnden Anteile aufschlussreich. Magengeschwüre fand man bei Pferden, die nicht respektive noch nicht im Sport eingesetzt, wie bei solchen, die in den Disziplinen Dressur-, Western- und Distanzreiten sowie im Springen sportlich genutzt wurden, bei 40–60 Prozent der letzteren. Auslösbar sind die Ulzera schon durch einen nur wenige Tage anhaltenden Handlungs-, Fütterungs-, Nutzungs- und/oder Transportstress. Eines der bekanntesten Beispiele für einen solchen Verlauf stellt die signifikante Erhöhung der Häufigkeit von Magengeschwüren bei Vollblütern nach der Aufnahme des Renntrainings dar (Murray et al. 1996, 368 ss.; Scott et al. 2005, 775 ss.; Murray und Fan 2005).

### Das Risiko der Intensität der Nutzung

Die zuvor genannten Fakten scheinen deutlich für die Feststellung zu sprechen: Insbesondere die intensive Nutzung des Pferdes im schweren Transport-, im schnellen Post- und im Kriegsdienst, im Renn- und im Reitsport sowie die mit diesen Nutzungen verbundenen Modi der Haltung belasten Pferde nicht selten beträchtlich, und zwar erheblich über das mit dem Leben generell verbundene Gesundheitsrisiko hinaus. Solche Belastung provoziert eine – im Vergleich zu einem von der Nutzung durch den Menschen nicht beeinträchtigten Leben – erhöhte Krankheitsanfälligkeit sowie eine geringere Lebenserwartung. Letztere lag respektive liegt bei den in unterschiedlichen Diensten intensiv genutzten Pferden, wie gesagt, häufig bei weniger als zehn Jahren. Geht man von einer durchschnittlichen Lebensdauer der (derart) nicht belasteten Pferde von zumindest 15 Jahren aus, dann führt die intensive Belastung dazu, die Lebenszeit um etwa ein Drittel zu verkürzen. Nimmt man eine Lebensdauer der „unbelasteten“ Pferde von 20 Jahren an, dann beträgt die Verkürzung sogar die Hälfte der „möglichen“ Lebensspanne. Um ein Viertel wird die Lebenszeit verkürzt, wenn man diese mit 20 Jahren ansetzt und die Nutzung durch den Menschen im Alter von 15 Jahren enden lässt. Eine durchschnittliche Lebensdauer von zumindest fünfzehn Jahren ist gewiss bei den domestizierten Pferden zu veranschlagen, also bei den Pferden, die der Gefährdung ihres Lebens durch Fressfeinde, durch besondere klimatische Ereignisse oder andere vom „natürlichen“ Biotop ausgehende Risiken nicht ausgeliefert sind.

Im Hinblick auf die Krankheitsanfälligkeit sowie im Hinblick auf die verkürzte Lebensdauer scheinen die intensive Belastung im schweren Zug und die intensive Belastung durch eine (über eine beträchtliche Zeit anhaltende) schnelle Fortbewegung im leichten Zug oder unter dem Sattel die Gesundheit des Pferdes zwar in unterschiedlicher Weise, aber in ähnlichem „Ausmaß“ zu beeinträchtigen. Diese Auswirkungen sind

vermutlich bedingt durch die Art und das Ausmaß, in dem die genannten Leistungen vom natürlichen Verhaltensrepertoire des Pferdes abweichen. Möglicherweise trug und trägt in diversen Fällen auch die Belastung der Pferde in relativ geringem Alter, nämlich bei noch nicht abgeschlossenen Wachstumsprozessen, zum vorzeitigen „Verschleiß“ bei. Bei den Aussagen über die verkürzte Lebensdauer ist, wie bereits angesprochen, zu berücksichtigen: Die in den verschiedenen Diensten ausgemusterten Pferde schieden meist nicht aufgrund ihres Todes, sondern aufgrund des Verlustes ihrer (die Besitzer zufriedenstellen) Einsatzfähigkeit aus. Das heißt dann auch: Durch die intensive Nutzung verloren die Pferde, wenn nicht ein Viertel, ein Drittel oder die Hälfte ihres Lebens, dann doch ein Viertel, ein Drittel oder die Hälfte ihres gesunden und leistungsfähigen Daseins.

### Spekulative Fragen und die Modifizierung des Verhaltens

Der hier erwogene Ausgang von bereits angestellten Untersuchungen zum Gesundheitszustand der naturnah gehaltenen und der reiterlich genutzten Population müsste, wie gesagt, zunächst auf die kritische Sichtung und die Bilanzierung, dann aber auch auf die Ergänzung der bereits ermittelten Forschungsergebnisse durch spezielle Recherchen hinauslaufen. Selbst letztere werden die Schwierigkeit, die verschiedenen Einzelaussagen zusammenzuführen, aber nicht aufheben. Demgemäß bedarf das Erarbeiten der Synopse des kompetenten Überblicks über die Vielfalt der gesundheitlichen Beeinträchtigungen eines Equiden. Zudem wird das Resümee nur mit Kompromissen gegenüber dem Ideal einer exakt vollzogenen quantitativen Summe der Auswirkungen möglich sein. Trotz der unausweichlichen Schwierigkeiten, die hier skizzierte Forschung zu verwirklichen, könnte diese, wie gesagt, einen bemerkenswerten empirisch orientierten und derart abgesicherten Beitrag zur Überwindung der vornehmlich ideologischen Erörterung der moralischen Rechtfertigung oder der moralischen Diskreditierung der reiterlichen Nutzung des Pferdes leisten.

Selbst in dem – nach verbreiteter Überzeugung zwar möglichen, aber nicht naheliegenden – Fall, in dem der Vergleich besagen würde, der durch eine ganzkörperliche athletische Gymnastizierung unter dem Sattel erreichte Gesundheitszustand sei dem der naturnah gehaltenen respektive der verwilderten Pferde überlegen, wäre die moralische Reflexion noch nicht an ihr Ende gelangt. Zu fragen bliebe nämlich, ob oder inwieweit ein solcher Zustand auch auf anderem Wege zu erreichen wäre, inwieweit die naturnahe respektive die natürliche „Haltung“ über die derzeit üblichen Verhältnisse hinaus optimiert werden kann. Gleichfalls wären die moralischen Fragen noch nicht obsolet, wenn die natürliche respektive die naturnahe Haltung als die weniger belastende erwiesen würde. Vordringlich wäre in diesem Fall zu fragen, ob und wie sich die Entlastung von der reiterlichen Nutzung mit einem der Gesundheit und dem Wohlbefinden förderlichen physischen Training verbinden ließe. Unabhängig vom Problem der praktischen Anerkennung des einen oder des anderen Forschungsergebnisses wäre im Rahmen der moralischen Reflexion über das bisher Gesagte hinaus spekulativ zu erwägen, inwieweit Pferde respektive eine Vielzahl von ih-

nen im Fall der Möglichkeit der Wahl für die Befreiung vom Dienst unter dem Sattel gesundheitliche Beeinträchtigungen in Kauf nehmen würden, beziehungsweise inwieweit sie bereit wären, für ein vergleichsweise dauerhaftes „gesundes“ Dasein die moderate Nutzung durch den Menschen zu akzeptieren. Aus der auf das Pferd nur begrenzt übertragbaren menschlichen Sicht auf die idealisierten Alternativen wäre die Befindlichkeit bei den gesundheitlichen Einbußen, wäre speziell eine Befindlichkeit in der Art von Schmerzen und/oder Leiden ein integraler Faktor bei der Entscheidung für die eine oder die andere Lebensweise. Der spekulative Charakter solcher Fragen schließt nicht aus, dass ein ihr entsprechendes Bewusstsein des Menschen – unabhängig von der Erreichbarkeit von Antworten – die Intensität der Belastung der Pferde modifiziert.

Eine Komponente der Bereitschaft des Equiden, sich von Menschen in den Dienst unter dem Sattel nehmen zu lassen, operationalisierten Keil et al. (2011, 30) in einer experimentellen Studie, die sich mit der Akzeptanz des Bestiegen-Werdens beschäftigte: Das in dieser Untersuchung gezeigte Verhalten der Pferde ließ – in Übereinstimmung mit der vorwissenschaftlichen Erfahrung mancher Reiter – annehmen, Pferde respektive eine beträchtliche Anzahl von ihnen erlebten das Bestiegen-Werden nicht indifferent und nicht als ein willkommenes, nicht als ein wohltuendes Ereignis in der Begegnung mit dem Menschen (als ihrem „Partner“), sondern als eine eher unangenehme, Stress auslösende Maßnahme. Vermutlich würden Pferde, so die von ihrem Verhalten im Experiment nahegelegte Aussage, das Verweilen im Stall beziehungsweise das Leben in der Gemeinschaft mit ihren Artgenossen in der „freien“ Natur dem Umgang mit dem Menschen, speziell dem Beritten-Werden, vorziehen. Vermutlich würden sie das unabhängig von der Dauer eines Beritts tun. Im Hinblick auf die Bewegungsbereitschaft – also nicht im Hinblick auf das Bestiegen-Werden – konvergiert mit dieser Schlussfolgerung das Resultat eines Experiments von Lee et al. (2001, 110 ss.): Für einen kurzen Auslauf in den Paddock „arbeiteten“ die Pferde in dieser Untersuchung sehr viel weniger als für eine Belohnung in Form von Futter. Zudem bevorzugten die meisten Pferde die Rückkehr in den Stall gegenüber einem Training auf dem Laufband.

Abschließend ist zu bekennen: Die hier vorgeschlagene Forschung geht nicht mit der Überzeugung einher, das eine oder das andere Ergebnis respektive der aus einem solchen resultierende moralische Appell werde – ohne Veränderung der gesetzlichen Bestimmungen – die reiterliche Nutzung des Pferdes unmittelbar und weitgehend verändern. Diese eher skeptische Einstellung basiert auf dem Bild der aktuellen Praxis, nämlich einer Praxis, in der die Dominanz der Interessen des Menschen vorliegende wissenschaftliche Erkenntnisse zur Förderung der Gesundheit und des Wohlbefindens des Pferdes in einem nicht marginalen Ausmaß ignorieren lässt. Diese eher skeptische Auffassung entspricht dem Verständnis der altruistischen Moral als eines Minoritätenprogramms.

### Danksagung

Für diverse Anregungen und die kritische Durchsicht des Typskripts danke ich Dr. Michael Düe und Dr. Eberhard Schüle.

## Literatur

- Andrews F. M., Reinemeyer C. R., McCracken M. D., Blackford J. T. (2002) Comparison of endoscopic, necropsy and histology scoring of equine gastric ulcers. *Equine Vet. J.* 34, 475–478; DOI 10.2746/042516402776117827
- Aristoteles (384–322) *De anima*. Dt. Übers.: Über die Seele. Paderborn 1961
- Aristoteles (384–322) *Historia animalium*. Dt. Übers.: Tierkunde. Paderborn 1957
- Aristoteles (384–322) *Metaphysik*. Gr.-dt. Ausgabe. Zwei Halbb. Hamburg 1980
- Bach N., Ramseyer A., Gerber V., Venner M. (2013) Magenschleimhautläsionen bei adulten Pferden verschiedener Disziplinen – eine Literaturübersicht. *Pferdeheilkunde* 29, 430–442; DOI 10.21836/PEM20130401
- Back W. (2001) Intra-limb Coordination. In: *Back und Clayton* (2001)
- Back W., Schamhardt H. C., Savelsberg H. C. C. M., van den Bogert A. J., Bruin G., Hartman W., Barneveld A. (1995) How the horse moves. 1. Significance of graphical representations of equine forelimb kinematics. *Equine Vet. J.* 27, 39–45; DOI 10.1111/j.2042-3306.1995.tb03030.x
- Back W., Clayton H. M., Eds. (2001) *Equine Locomotion*. Elsevier, London
- Baucher F. (1833) *Erläuterndes Wörterbuch der Reitkunst*. Dt. Übers. von H. Ritgen. Leipzig 1844. Reprint Leipzig 1976
- Baucher F. (1842) *Methode der Reitkunst nach neuen Grundsätzen*. Dt. Übers. von von Willisen. 3. Aufl. Berlin 1845. – Dt. Übers. von Carl von Kopal. Stockerau 1884. Reprint Olms Verlag Hildesheim et al. 1998
- Baucher F. (1867) *Méthode d'équitation basée sur de nouveaux principes*. 13. Aufl.. Dt. Übers. von C. Kristen von Stetten „Das neue System vom Reiten und Ausbilden. Grundsätze und Methoden“. Schwarzenbek 2009
- Bentham J. (1780) *Introduction to the Principles of Morals and Legislation*. Neuauflage London 1963
- Berndt A., Derksen F. J., Robinson N. E. (2010) Endotoxin concentrations within breathing zone of horses are higher in stables than on pasture. *Vet. J.* 183, 54–57
- BETA (British Equestrian Trade Association), Produce Studies Research (1999) *National Equestrian Survey 1999. Structural Report*. Bramham – Newbury
- Bötticher D. F. (1861) *Reitsystem für Lehrer der Kavallerie und Artillerie zur Ausbildung von Recruten zu Pferde und zur Dressur von Remonten*. Berlin
- Breuer C., Wicker P. (2009) *Pferdesportvereine und Pferdebetriebe in Deutschland*. Unveröff. Sportentwicklungsbericht Pferdesport 2009 der Deutschen Reiterlichen Vereinigung und der Deutschen Sporthochschule Köln (Institut für Sportökonomie und Sportmanagement)
- Bruns E., Hrsg. (1999) *Göttinger Pferdetage ,99. Zucht und Haltung von Sportpferden*. FN-Verlag Warendorf
- Budiansky S. (1997) *The nature of horses – exploring equine evolution, intelligence and behavior*. London 1998
- Bürger U. (1959) *Vollendete Reitkunst*. Berlin-Hamburg
- Bürger U., O. Zietschmann (1939) *Der Reiter formt das Pferd. Tätigkeit und Entwicklung der Muskeln des Reitpferdes*. Nachdruck FN-Verlag. Warendorf 1987
- Caanitz H. (1996) *Ausdrucksverhalten von Pferden und Interaktion zwischen Pferd und Reiter zu Beginn der Ausbildung*. Diss. Med. Vet. Hannover
- Cano M. R., Miro F., Monterde J. G., Diz A., Martin J., Galisteo A. M. (2001) Changes due to age in the kinematics of trotting Andalusian foals. *Equine Vet. J., Suppl.* 33, 116–121; DOI 10.1111/j.2042-3306.2001.tb05373.x
- Caprilli F. (1901) *Principi di Equitazione di Campagna*. In: *Rivista di Cavalleria* 1901. Dt. Übers. (ca.1901) „Die Caprilli-Papiere“. Nachdruck Köln 1982
- Chandler K. J., Mellor D. J. (2001) A pilot study of the prevalence of disease within a geriatric horse population. In: *Proceedings of the Congress of the British Equine Veterinary Association 2001*. Newmarket
- Clayton H. M. (1997) Effect of added weight on landing kinematics in jumping horses. *Equine Vet. J.* 23, 50–53; DOI 10.1111/j.2042-3306.1997.tb05053.x.
- Clayton H. M. (2001) Performance in Equestrian Sports. In: *Back/Clayton 2001*
- Clayton H. M., Lanovaz J. L., Schmahardt H. C., van Wessum R. (1999) The effects of a rider's mass on ground reaction forces and fetlock kinematics at trot. *Equine Vet. J.* 30, 218–221; DOI 10.1111/j.2042-3306.1999.tb05221.x
- Clayton H. M. (1989) Locomotion. In: *Jones, W.E., Ed. (1989) Equine Sports Medicine*. Philadelphia
- Darwin C. (1859) Über die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl. Dt. Übers. („On the origin of species by means of natural selection, or the preservation of favoured races in the struggle for life“) Stuttgart 1868/1884
- Darwin C. (1871) Die Abstammung des Menschen. Dt. Übers. nach der revidierten 2. Aufl. („The Descent of Man and Selection in Relation to Sex“ 1874). Stuttgart 1982
- Denoux J.-M., Pailoux J.-P. (1989) *Approche de la Kinésithérapie du cheval*. 2. Aufl. Paris 1997. Engl. Übers. („Physical therapy and massage for the horse“) London 1996. Dt. Übers. nach der 2. Aufl. („Physiotherapie und Massage bei Pferden“) Stuttgart 1997
- Derksen F. J., Clayton H. M. (2007) Is equitation science important to veterinarians? *Vet. J.* 174, 452–453; DOI 10.1016/j.tvjl.2006.11.001
- Dreyhausen von G. (1931) *Bemerkungen zu den Vorträgen*. In: *Langen o. J.*
- Dugdale A., Curtis G., Cripps P., Harris P., Argo C. (2010) Effect of dietary restriction on body condition, composition and welfare of overweight and obese pony mares. *Equine Vet. J.* 42, 600–610; DOI 10.1111/j.2042-3306.2010.00110.x
- DVA (Danish Veterinary Association) (2004) *The DVA policy on training and use of horses*. June 2004
- Egenvall A., Penell J. C., Bonnett B. N., Olson P., Pringle J. (2006) Mortality of Swedish horses with complete life insurance between 1997 and 2000: variations with sex, age, breed and diagnosis. *Vet. Rec.* 158, 397–406; DOI 10.1136/vr.158.12.397
- Egenvall A., Lönnell C., Roepstorff L. (2009) Analysis of morbidity and mortality data in riding school horses, with special regard to locomotor problems. *Prev. Vet. Med.* 88, 193–204; DOI 10.1016/j.prevetmed.2008.10.004
- Erber R. (2012) *Stressfull Situations in Foals and Young Horses. Belastungssituationen bei Fohlen und Jungpferden*. Diss. Med. Vet. Wien
- Fichte J. G. (1796) *Grundlage des Naturrechts*, 2. Aufl. Nachdruck Hamburg 1960
- Fichte J. G. (1798) *Das System der Sittenlehre nach den Prinzipien der Wissenschaftslehre*. Nachdruck nach der 2. Aufl.. Hamburg 1963
- Fielding C. L., Meier C. A., Balch O. K., Kass P. H. (2011) Risk factors for the elimination of endurance horses from competition. *J. Am. Vet. Med. Assoc.* 239, 493–498; DOI 10.2460/javma.239.4.493
- Fillis J. (1890) *Grundsätze der Dressur und Reitkunst*. Dt. Übers. 3. Aufl. Stuttgart 1905
- Finkler-Schade C. (1999) *Wachstumsverlauf und Ernährung im ersten Lebensjahr*. In: *Bruns, E., Hrsg., 1999: Göttinger Pferdetage ,99. Zucht und Haltung von Sportpferden*. Warendorf
- Freud S. (1927) *Die Zukunft einer Illusion*. In: *Freud, Gesammelte Werke*. Bd. XIV. London 1948
- Frühwirth B., Peham C., Scheidl M., Schobesberger H. (2004) Evaluation of pressure distribution under an English saddle at walk, trot and canter. *Equine Vet. J.* 36, 754–757; DOI 10.2746/0425164044848235
- Fugger M. (1584) *Von der Gestütere*. Frankfurt. Reprint Nieuwkoop 1968

- Goodship, A. E., Birch H. L. (2001) Exercise Effects on the Skeletal Tissues. In: *Back/Clayton* 2001
- Goodwin D. (1999) The importance of ethology in understanding the behaviour of the horse. *Equine Vet. J. Suppl.* 28, 15–19; DOI 10.1111/j.2042-3306.1999.tb05150.x
- Goodwin D., McGreevy P., Waran N., McLean A. (2009) How equitation science can elucidate and refine horsemanship techniques. *Vet. J.* 181, 5–11; DOI 10.1016/j.tvjl.2009.03.023
- Grossmann A. (2004) Würde. In: *Ritter, J., Gründer, K., Gabriel, G., Hrsg., 2004: Historisches Wörterbuch der Philosophie.* Bd. 12. Neuausgabe Basel
- Hamp V., Stenzel M., Kürzinger J. (1956) Die Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments. Dt. Übers. Aschaffenburg
- Heichelheim F., Elliott T. (1967) Das Tier in der Vorstellungswelt der Griechen. In: *Studium Generale*, 20. Jg., Heft 2
- Hertsch B. (1992) Belastungserscheinungen am Bewegungsapparat bei Dressur-, Spring- und Vielseitigkeitspferden. *Dtsch. Tierärztl. Wschr.* 99, 36–39
- Hertsch B. (1999) Gesundheit des Bewegungsapparates von Sportpferden aus der Sicht der Veterinärmedizin. In: *Bruns* (1999)
- Holmström M., Dreveno S. (1997) Effects of trot quality and collection on the angular velocity in the hindlimbs of riding horses. *Equine Vet. J. Suppl.* 23, 62–65; DOI 10.1111/j.2042-3306.1997.tb05056.x
- Hotchkiss J. W., Reid S. W. J., Christley R. M. (2007) A survey of horse owners in Great Britain regarding horses in their care. Part 2: Risk factors for recurrent airway obstruction. *Equine Vet. J.* 39, 301–308; DOI 10.2746/042516407x180129
- Hünersdorf von L. (1791) Anleitung zur natürlichsten und leichtesten Art Pferde abzurichten. Reprint der 2. Aufl. (1800). Olms Verlag Hildesheim-New York 1973
- Huws N. (2012) An exploration of the equine ‚happy athlete‘. 8th International Equitation Science Conference, Edinburgh 18.–20. Juli 2012
- Ireland J. L., Clegg P. D., McGowan C. M., McKane S. A., Pinchbeck G. L. (2011) A cross-sectional study of geriatric horses in the United Kingdom. Part 2: Health care and disease. *Equine Vet. J.* 43, 37–44; DOI 10.1111/j.2042-3306.2010.00142.x
- Jähns M. (1872) Roß und Reiter in Leben und Sprache, Glauben und Geschichte der Deutschen, 2 Bd.. Leipzig
- Junkelmann M. (1990) Die Reiter Roms I. Mainz
- Junkelmann M. (1991) Die Reiter Roms II. Mainz
- Justinianus (527–565) Codex Justinianus. In: *Krueger, P., Hrsg. (1970) Corpus iuris civilis. Volumen Secundum.* Dublin-Zürich. Wiederabdruck in dt. Übers. Leipzig 1991
- Kaneene J. B., Ross W. A., Miller R. (1997) The Michigan equine monitoring system. II. Frequencies and impact of selected health problems. *Prev. Vet. Med.* 29, 277–292; DOI 10.1016/s0167-5877(96)01080-x
- Kant I. (1755) Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels. In: *Kant, Werkausgabe I.* Frankfurt 1977
- Kant I. (1785) Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. In: *Kant, Werkausgabe Bd. VII.* Frankfurt 1977
- Kant I. (1786) Mutmaßlicher Anfang der Menschengeschichte. In: *Kant, Kleinere Schriften zur Geschichtsphilosophie, Ethik und Politik.* Hamburg 1973
- Kant I. (1788a) Kritik der praktischen Vernunft. In: *Kant, Werkausgabe Bd. VII.* Frankfurt 1977
- Kant I. (1788b) Über den Gebrauch teleologischer Prinzipien in der Philosophie. In: *Kant, Werkausgabe Bd. IX.* Frankfurt 1977
- Kant I. (1790) Kritik der Urteilskraft. 3. Aufl. 1799. In: *Kant, Werkausgabe Bd. X.* Frankfurt 1977
- Kant I. (1790/91) Anthropologie. In: *Starke, F.C., Hrsg., Immanuel Kant's Menschenkunde oder philosophische Anthropologie.* Nach handschriftlichen Vorlesungen herausgegeben. Leipzig 1831. Nachdruck Hildesheim-New York 1976 Wiederabdruck in: *Kant's gesammelte Schriften*, Bd. 25.2, *Kants Vorlesungen.* Berlin 1997
- Kant I. (1797) Die Metaphysik der Sitten in zwey Theilen. In: *Kant, Werkausgabe Bd. VIII.* Frankfurt 1977
- Keil J., König v. Borstel U. (2011) Are horse lazy: horses' behaviour in preference tests for shorter and longer riding bouts. In: *Die-rendonck von M., et al., Eds. (2011) 7. International Equitation Science Conference.* Wageningen
- Koran, Das heilige Buch des Islam. Dt. Übers. München 1959
- Krane von F. (1870) Anleitung zur Ausbildung der Kavallerie-Remonten. Reprint der 2. Aufl. Hildesheim et al. 1983
- Lactantius (250–340) Ausgewählte Schriften. Dt. Übers. Bibliothek der Kirchenväter. München 1919
- Ladehoff L. (1996) Klinische und röntgenologische Befunde bei Kaufuntersuchungen von Pferden aus einer privaten Pferdeklinik in Norddeutschland. Diss. Vet. Med. FU Berlin
- Langen Freiherr v. C. F. (o. J.; ca. 1928) Reiten über Hindernisse. Reprint Olms Verlag Hildesheim et al. 1983
- Lee J., Floyd T., Houpt K. (2001) Operant and two-choice preference applied to equine welfare. In: *Proceedings of the 35. International Congress of the International Society for Applied Ethology.* University of California Davis, USA
- Leibniz G. W. (1710) Die Theodizee. Dt. Übers. Hamburg 1968
- Lindner A., Offeney F. (1992) Einsatzdauer, Abgangsraten und -ursachen bei Sportpferden. *Dtsch. Tierärztl. Wschr.* 99, 39–42
- Lorenz K. (1956) Moral-analoges Verhalten geselliger Tiere. In: *Zeitschrift Universitas 11.Jg./Heft 7/Juli 1956*
- Luescher U. A., McKeown D. B., Halip J. (1992) Reviewing the causes of obsessive compulsive disorders in horses. *Vet. Med.* 86, 527–530
- Luthersson N., Hou Nielsen K., Harris P., Parkin T. D. H. (2009a) The prevalence and anatomical distribution of equine gastric ulceration syndrome (EGUS) in 2001 horses in Denmark. *Equine Vet. J.* 41, 619–624; DOI 10.2746/042516409x441910
- Luthersson N., Hou Nielsen K., Harris P., Parkin T. D. H. (2009b) Risk factors associated with equine gastric ulceration syndrome (EGUS) in 2001 horses in Denmark. *Equine Vet. J.* 41, 625–630; DOI 10.2746/042516409x441929
- McGreevy P. (2004) A Guide for Veterinarians and Equine Scientists; Saunders. An Imprint of Elsevier Limited, London
- McGreevy P. D., French N. P., Nicol C. J. (1995b) The prevalence of abnormal behaviours in dressage, eventing and endurance horses in relation to stabling. *Vet. Rec.* 137, 36–37; DOI 10.1136/vr.137.2.36
- McGreevy P., McLean A. (2010) *Equitation Science.* Chichester/GB
- McGreevy P., Oddie C., Burton F. L., McLean A. N. (2009) The horse-human dyad: Can we align horse training and handling activities with the equid social ethogram? *Vet. J.* 181, 12–18; DOI 10.1016/j.tvjl.2009.03.005
- McGreevy, P., McLean A. N., Buckley P., McConaghy F. (2011) How riding may affect welfare: What the equine veterinarian needs to know. *Equine Vet. Educ.* 23, 531–539; DOI 10.1111/j.2042-3292.2010.00217.x
- McGreevy P. D., Cripps P. J., French N. P., Green L. E., Nicol C. J. (1995a) Management factors associated with stereotypic and redirected behaviour in the thoroughbred horse. *Equine Vet. J.* 27, 86–91; DOI 10.1111/j.2042-3306.1995.tb03041.x
- Meershoek L. S., Schamhardt H. C., Roepstorff L., Johnston C. (2001) Forelimb tendon loading during jump landings and the influence of fence height. *Equine Vet. J. Suppl.* 33, 6–10; DOI 10.1111/j.2042-3306.2001.tb05349.x
- Mellor D. J., Love S., Walker R., Gettinby G., Reid S. W. (2001) Sentinel practice-based survey of the management and health of horses in northern Britain. *Vet. Rec.* 149, 417–423; DOI 10.1136/vr.149.14.417
- Meyer H. (2005a) Pferde im Stadtverkehr. *Pferdeheilkunde* 21, 468–472; DOI 10.21836/PEM20050510
- Meyer H. (1975a) Mensch und Pferd. Zur Kultursociologie einer Mensch-Tier-Assoziation. Leicht veränderte Neuauflage unter dem Titel „Der Mensch und das Pferd“. Verlag Kovac Hamburg 2014
- Meyer H. (1975b) Der Mensch und das Tier. Anthropologische und kultursociologische Aspekte. Moos Verlag München

- Meyer H. (1983) Die moralische Dimension des Dressurreitens. In: *Reiter Revue* 2/1983, 130–133. Wiederabdruck in: Meyer 1988
- Meyer H. (1988) Reiten und Ausbilden. Olms Verlag Hildesheim-Zürich-New York
- Meyer H. (2002) Egoistisch motivierter Tierschutz. *Pferdeheilkunde* 18, 71–82; DOI 10.21836/PEM20020109
- Meyer H. (2005b) Über das Wohlbefinden des Pferdes. *Pferdeheilkunde* 21, 559–579; DOI 10.21836/PEM20050607
- Meyer H. (2009) Ethische Aspekte der physischen und der psychischen Belastung des Pferdes durch dessen reiterliche Nutzung. *Pferdeheilkunde* 25, 479–502; DOI 10.21836/PEM20090506
- Meyer H. (2012) Die Würde und der Schutz des Tieres. *Pferdeheilkunde* 28, 57–83; DOI 10.21836/PEM20120112
- Meyer H. (2015) Über die Belastung des Pferdes durch den Einsatz unter dem Reiter. *Pferdeheilkunde* 31, 269–292; DOI 10.21836/PEM20150309
- Morris D. (1990) Der Vertrag mit den Tieren. Dt. Übers. München 1993
- Murray M. J., Schusser G. F. (1996) Factors associated with gastric lesions in thoroughbred race horses. *Equine Vet. J.* 28, 368–374
- Murray M. J., Fan T. M. (2005) Gastrointestinal Disease and Competition. Vortrag beim 9. Kongress für Pferdemedizin & Chirurgie in Genf, Dezember 2005
- Murray R. C., Walters J. M., Snart H., Dyson S. J., Parkin T. D. H. (2010) Identification of risk factors for lameness in dressage horses. *Vet. J.* 184, 27–36
- N. N. (1933) Der Moment des Absprunghens und des Landens. In: *Sankt Georg IV. Jg./2. Aprilheft/1933*. Berlin
- Neijenhuis F., De Graaf-Roelfsema E., Wesselink H., van Reenen C., Visser E. K. (2011) Towards a welfare monitoring system for horses in the Netherlands: prevalence of several health matters. In: *van Dierendonck et al.* 2011
- Nietzsche F. (ca. 1887) Der Wille zur Macht. In: *Nietzsche, Nietzsches Werke*, Bd. 9 (Ergänzungsband). Leipzig 1923
- Parsons K. J., Spence A. J., Morgan R., Thompson J. A., Wilson A. M. (2011) High speed field kinematics of foot contact in elite galloping horses in training. *Equine Vet. J.* 43, 216–222; DOI 10.1111/j.2042-3306.2010.00149.x
- Paulsen J. M., Søndergaard E., Luthersson N., Malmkvist J. (2011) Behaviour and stress responses in horses with gastric ulceration. In: *van Dierendonck et al.* 2011
- Pellegrini S. W. (1976) Home Range Territoriality and Movement Patterns of Wild Horses in the Wassuk Range of Western Nevada. MS Thesis, University of Nevada
- Pohlentz M. (1948a) Die Stoa, Bd.1. 3.Aufl. Göttingen 1964
- Pohlentz M. (1948b) Die Stoa, Bd.2. 3.Aufl. Göttingen 1964
- Precht R. D. (1997) Noahs Erbe. Neuausgabe Reinbek 2000
- Preuschhoff H. (1987) Einführung zu den Studien über die Biomechanik des Pferdes. In: *Preuschhoff et al.* 1987a
- Preuschhoff H. (1989) The external forces and internal stresses in the feet of dressage and jumping horses. In: *Z. f. Säugetierkunde* 54
- Preuschhoff H., Fritz M., Huellen-Kluge K., Knisel G., Streitlein F. (1987a) Studien zu den Bewegungen von Sportpferden. FN-Verlag Warendorf
- Preuschhoff H., Fritz M., Huellen-Kluge K., Knisel G., Streitlein F. (1987b) Die Bewegungen von Pferden beim Springen. In: *Preuschhoff et al.* 1987a
- Putz M. (2004) Reiten mit Verstand und Gefühl. 2. Aufl. FN-Verlag Warendorf 2005
- Randle H., Waran L., Williams J., Eds. (2012) 8. International Equitation Science Conference, Conference Proceedings. Edinburgh 2012
- Reinicke, Stabsveterinär (1906) Die durch Reiter-Einwirkung bei unseren Dienstpferden verursachten Lahmheiten und die Mittel zu deren Verhütung. *Zschr. Veterinärkunde* 18. Jg./4. Heft/April 1906
- Rodewald A. (1989) Fehler bei der Haltung und Nutzung als Schadensursache bei Pferden in Reitbetrieben. Diss. Med. Vet. München
- Rooney J. (1999) Ancient and modern disease of the horse: a remembrance of things past. In: *Rossdale P. D., Greet T. R. C., Harris P. A. R., Green, E., Hall S., Eds.* (1999) *Guardians of the Horse: Past, Present and Future*. London
- Roth G. (2003) Aus der Sicht des Gehirns. Frankfurt
- Rousseau J. J. (1755) Über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen. Dt. Übers. in: *Rousseau, Schriften zur Kulturkritik*. Hamburg 1955
- Sarrafchi A., Blokhuis H. J. (2013) Equine stereotypic behaviors: Causation, occurrence and prevention. *J. Vet. Behav.* 8, 386–394
- Schaack T. (2011) Die Würde des Tieres – aus religiöser Sicht. Vortrag bei der Tagung „Die Würde des Tieres“. 11.-13.III.2011 in der Akademie Bad Boll
- Schiller F. (1788–1805) Xenien. In: *Schiller, Sämtl. Werke III*. München 1968
- Schiller F. (1793) Über die ästhetische Erziehung des Menschen, in einer Reihe von Briefen. In: *Schiller, Werke* 5. Darmstadt 1954
- Schneider W. C. (1983) Animal laborans. Das Arbeitstier und sein Einsatz in Transport und Verkehr der Spätantike und des frühen Mittelalters. In: *Settimane di Studio I*, Bd.1. Spoleto 1985
- Schoenbeck von R. (1908) Das Pferd und seine Darstellung in der Bildenden Kunst vom hippologischen Standpunkt aus. Leipzig
- Schopenhauer A. (1819) Die Welt als Wille und Vorstellung II. Nachdruck nach der 3. Aufl. (1858) in: *Schopenhauer, Sämtl. Werke* Bd. II. Stuttgart-Frankfurt 1986
- Schopenhauer A. (1851) Parerga und Paralipomena II. In: *Schopenhauer, Sämtl. Werke* Bd. V. Stuttgart-Frankfurt 1986
- Scott R., Carithers D. S., Gross S. J., Murray M. J. (2005) Gastric ulcer development in horses in a simulated show or training environment. *Jo. Am. Vet. Med. Ass.* 227, 775–777; DOI 10.2460/javma.2005.227.775
- Seeger L. (1844) System der Reitkunst. Reprint Olms Verlag Hildesheim et al. 1974
- Singer P. (1975) Animal Liberation. Dt. Übers. der 2. Aufl.. Animal Liberation. Die Befreiung der Tiere. Reinbek bei Hamburg 1996
- Sloet van Oldruitenborgh-Oosterbaan M. M., Barneveld A., Schamhardt H. C. (1995) Effects of weight on equine workload and locomotion during treadmill exercise. *Equine vet. J. Suppl.* 18, 413–417; DOI 10.1111/j.2042-3306.1995.tb04963.x
- Spohr P. (1903–1909) Die Logik in der Reitkunst. Reprint Olms Verlag Hildesheim-New York 1979
- Spohr P. (1909) Die Logik in der Reitkunst IV. Die hohe Schule und ihre Beziehungen zur Kampagnereiterei. Reprint in: *Spohr* (1903–1909)
- Stashak T. S. (1987) Adams' Lameness in Horses. 4. Ed.. Philadelphia
- Steinbrecht G., Plinzner P. (1886) Das Gymnasium des Pferdes. 5. Aufl. (mit Kommentaren Plinzners und v. Heydebrecks) Aachen 1966
- Steinbrecht G., Plinzner P. (1886) Das Gymnasium des Pferdes. Neudruck der 1. Aufl. Olms Verlag Hildesheim-New York
- Stensbeck O. M., von Dreyhausen G., Walzer J. (1983) Grundzüge der Reitkunst. Reprints Olms Verlag Hildesheim et al.
- Stephenson H. M., Green M. J., Freeman S. L. (2011) Prevalence of obesity in a population of horses in the UK. *Vet. Rec.* 168, 131
- Suggett R. H. G. (1999) Horses and the rural economy in the United Kingdom. *Equine Vet. J., Suppl.* 28
- Tamzali Y., Maguet C., Prymenko N., Lyazrhi F. (2011) Prevalence of gastric ulcer syndrome in high-level endurance horses. *Equine Vet. J.* 43, 141–144
- Teutsch G. M. (1987) Lexikon der Tierschutzethik. Göttingen
- Teutsch G. M. (2002) Gerechtigkeit auch für Tiere. Bochum
- Varro M. T. (116–27; ca. 36 v. u. Zr.) Gespräche über die Landwirtschaft, lat.-dt. Ausgabe, 2 Bde.. Darmstadt 1996
- Varro M. T. (116–27; ca. 36 v. u. Zr.) *Res rusticae*. On agriculture. Lat.-engl. Ausgabe. London 1960
- Volkman K. (1938) Die deutsche Pferdezüchtung in Zahlen. In: *Deutsche Reiterhefte* 3/1938
- Wackenhut K. S. (1994) Untersuchungen zur Haltung von Hochleistungssportpferden unter Berücksichtigung der Richtlinien zur Beurteilung von Pferdehaltungen unter Tierschutzgesichtspunkten. Diss. Med. Vet. München

- Waldern N. M., Wiestner T., Geser von Peinen K., Gomes Alvarez C. B. (2009) Influence of different head-neck positions on vertical ground reaction forces, linear and time parameters in the unriden horse walking and trotting on a treadmill. *Equine Vet. J.* 41, 268–273; DOI 10.2746/042516409X397389
- Weber M. (1919) Politik als Beruf. In: *Weber, Politische Schriften*. 2. Aufl.. Tübingen 1958
- Weeren van P. R. (2004a) Physiologie und Pathologie des Gelenks/ Biomechanik der Wirbelsäule. Seminar bei der „Pferdeheilkunde“-Tagung 2004 in Berlin
- Weeren van P. R. (2004b) Einfluß des Sattels auf die Biomechanik der Wirbelsäule. Vortrag bei der „Pferdeheilkunde“-Tagung 2004 in Berlin
- Weeren van P. R., Firth E. C., Brama P. A. J. (2010) To move or to perish: the importance of exercise during musculoskeletal development in the horse. *Pferdeheilkunde* 26, 581–587; DOI 10.21836/PEM20100413
- De Cocq P. Weeren van P. R., Back W. (2004) Effects of a girth, a saddle and weight on the movements of the horse. In: *Abstracts from the Fifth International Conference on Equine Locomotion*, Michigan 2004; DOI 10.2746/0425164044848000
- Whittaker A. G., Hughes K. J., Parkin T. D. H., Love S. (2009) Concentrations of dust and endotoxin in equine stabling. *Vet. Rec.* 165, 293–295
- Winter D. (1995) Genetische Disposition von Gliedmaßenkrankungen bei Reitpferden. Diss. agrar. Göttingen. Wissenschaftliche Publikation 14. FN-Verlag Warendorf
- Winter L.W. Hrsg. (1959) *Der Koran. Das heilige Buch des Islam*. Goldmann Verlag München
- Wyse C. A., McNie K. A., Tannahill V. J., Murray J. K., Love S. (2008) Prevalence of obesity in riding horses in Scotland. *Vet. Rec.* 162, 590–591; DOI 10.1136/vr.162.18.590
- Xenophon (450–354) *Memorabilia*. Dt. Übers.: *Erinnerungen an Sokrates*. Zürich 1953
- Zedler J. H. (1745) *Großes vollständiges Universal-Lexikon*, Bd.43. Nachdruck Graz 1962
- Zeidler-Feicht M. H. (2001) *Handbuch Pferdeverhalten*. 3. Aufl. Eugen Ulmer Verlag Stuttgart 2015
- Zeidler-Feicht M. H., Miesbauer D., Dempfle L. (2003) Zur Prävalenz von Verhaltensstörungen bei Reitpferden in Deutschland. In: *KTBL-Schrift* 418, Landwirtschaftsverlag Münster-Hiltrup, 86–93